Der Domherr.

Hiſtoriſcher Roman

von

J. D. H. Temme.

Zweiter Band.

Leipzig

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Der Domherr und ein Carrièremacher unter Schmugglern.

An der Dahlheimer Sägemühle war es dunkel geworden. Die Sonne war ſchon lange hinter den hohen Spitzen des Eggegebirges untergegangen. Die vornehme Geſellſchaft aus dem Bade Hofgeismar hatte den reizenden Platz verlaſſen. Sie hatten getanzt, bis es dunkel wurde. Einzelne Paare hatten dann den Tanz noch bei dem Scheine von Lampen fortſetzen wollen; zu einem Ball gehöre anderes Licht als das der Sonne und ein improviſirter Ball im Grünen müſſe etwas Wundervolles ſein. Ein paar ältere Damen hatten aber nicht zuſtimmen wollen; ſo war aus dem improviſirten Balle nichts geworden, und die Geſellſchaft fuhr ab.

Eine Zeit lang herrſchte nun die tiefſte Ruhe und

Digitized by Google

ſchlucht, in der ſie lag. In der Mühle war die Arbeit ſchon mit dem Untergange der Sonne geſchloſſen worden. Mit dem letzten Wagen der Badegeſellſchaft hatten ſich auch die letzten Gäſte entfernt. Doch der Domherr von Aſchen war noch da und die beiden Frauen, die er hergebracht hatte, die Mamſell Karoline Lohrmann und die Frau Mahler. Aber ſie waren keine Gäſte, von denen die Ruhe und Stille des Abends nur im geringſten wäre geſtört worden.

Sie waren in jener dichten Laube des Gartens geblieben; der Domherr hatte nur ab und zu eine kleine Promenade durch den Garten gemacht; dafür hatte dann die hübſche Kellnerin Henriette Brand den Frauen Geſellſchaft geleiſtet. Die drei Frauenherzen hatten ſich ja ſo viel zu ſagen, wenigſtens zwei, und auch das dritte ſchien ſich geöffnet zu haben, daß es mitſprechen konnte, weil es mitſprechen mußte. Als der Domherr einmal einen weitern Gang über den Garten hinaus nach den Bergen gemacht hatte und zugleich auch auf längere Zeit die Kellnerin abgerufen war, waren bei ihrer Rückkehr die beiden andern in einer ſo ſonderbar, faſt wie feierlich bewegten Stimmung. Sie ſaßen Hand in Hand und ihre Augen glänzten noch; denen der Frau Mahler ſah man noch an, daß ſie geweint hatten; der Glanz in denen der Mamſell Karoline zeigte den milden und erhebenden

Engel, der in ihrem Herzen wohnte. Ja, ja, hatte der Domherr von ihr zu der alten Chriſtine auf Ovelgönne geſagt, wo es Jemand nicht gut geht, da muß das brave Mädchen dabei ſein, um zu helfen. So war es auch wohl hier geweſen. Die Kellnerin hatte es nicht beachtet. Die ſcharfen Augen des Domherrn ſahen es um ſo klarer. Er ſagte es nicht, die Freude in den leuchtenden Blicken, mit denen er das brave Mädchen anſah, zeigte es nur.

„Wir brechen nun wohl auch auf", ſagte der Domherr, als es finſterer geworden war. „Ich bringe Euch nach Hauſe zurück."

„Unter einer Bedingung, Onkel Florens", rief die Mamſell Karoline.

„He, Du willſt mir Bedingungen vorſchreiben?"

„Diesmal ja. Du bleibſt die Nacht in Ovelgönne."

„Und Gisbertine?" ſagte der Domherr. „Sie wird mich heute Abend noch ſprechen wollen. Und muß ſie es nicht? Sie mußte zuerſt allein ſein, um ganz mit ſich klar und fertig zu werden. Dann hat ſie mit mir zu ſprechen, viel, ſehr viel. Mit dem General kann ihr Herz kein Wort reden; die Beiden verſtehen ſich nicht."

„Ein Mädchenherz", meinte die Mamſell Karoline, „wird nicht ſo ſchnell klar und fertig mit ſich. Am beſten geht es in der ſtillen, dunklen, einſamen Nacht, wenn

man nicht ſchlafen kann und aufrecht in ſeinem Bette ſitzen muß."

„So, ſo, Mädchen", rief der Domherr, „das weißt Du ſchon?"

„Ja, Onkel Florens. Als meine Mutter ſtarb und ich —"

„Hm, hm, Karoline, ich will mit Euch fahren und die Nacht bei Euch bleiben. Gisbertine kann ſich zwar bis morgen früh wieder anders beſonnen haben, aber dann iſt ja auch nichts verloren."

Er ging, ſeinem Kutſcher zu ſagen, daß er bis morgen an der Mühle auf ihn warten ſolle. Sein Wagen war von Hofgeismar, wohin er den Kurier gebracht hatte, längſt zurück. In dem Gebirge nach Ovelgönne konnten nur die Bergchaiſen fahren.

Faſt unmittelbar darauf wurde es an der Sägemühle wieder lebendig.

An dem Wirthshauſe fuhr ein Wagen vor. Mehrere Reiter begleiteten ihn. Die Reiter trugen Uniformen, aber keine militäriſchen.

„Es ſcheinen", ſagte die Mamſell Karoline zu der Frau Mahler, „höhere Zollbeamte von der preußiſchen Grenze drüben zu ſein. Einen von ihnen meine ich ſchon früher geſehen zu haben."

Die Mamſell und die Frau Mahler waren allein in

der Laube. Die Kellnerin war zu dem Hauſe gerufen. In der Laube war es dunkel — ſie hatten ſich kein Licht wollen holen laſſen; ſie ſaßen ſo traulicher beiſammen. Vor dem Wirthshauſe brannte eine Laterne. In ihrem Scheine ſah man von der Laube aus die Reiter, freilich nicht ganz deutlich. Aus dem Wagen waren zwei Herren geſtiegen. Sie konnte man in der Laube nicht erkennen; die Pferde ſtanden faſt ganz vor ihnen.

Die beiden Herren und die Reiter begaben ſich in das Innere des Hauſes.

Daß die Mamſell, indem ſie die Reiter für preußiſche Zollbeamte gehalten, ſich nicht geirrt habe, erwies ſich bald. Von mehreren Seiten trafen zu Fuße je zwei und zwei bewaffnete Männer ein, deren grüne Uniformen und Büchſen und Seitengewehre Grenzzollwächter ankündigten. Sie begaben ſich ſämmtlich in das Haus.

Die beiden Frauen in der Laube hatten keine Veranlaſſung, auf das Alles ſonderlich zu achten.

Das ſollte indeß bald anders werden.

Die Kellnerin kam eilig auf einen Augenblick zu ihnen. Sie ſchien unruhig zu ſein.

„Entſchuldigen Sie mich, Mamſell“, bat ſie, „wenn ich nicht ſobald wieder zu Ihnen kommen kann. Da ſind eine ganze Menge preußiſche Zollbeamte angekommen. Sie ſcheinen in der Gegend heute Nacht etwas

vorzuhaben und hier noch vorher eine Nachricht erwarten zu wollen. Sie haben ſchnell Abendeſſen verlangt."

„Es beunruhigt Sie?" fragte die Mamſell.

„Ach, Mamſell, dieſe Zollgrenzer ſind kein Glück für das Land. Und wenn die Zollbeamten ſo in Menge und ſo heimlich zuſammenkommen, dann gibt es immer ein Unglück. Heute gar —"

„Was iſt es heute?"

„Es iſt ein Regierungsrath aus Minden angekommen —"

Die Kellnerin ſtockte.

Trotz der Finſterniß, die in der Laube herrſchte, ſah man, wie die Frau Mahler plötzlich in die Höhe fuhr.

Die Mamſell und die Kellnerin mußten nach ihr hinblicken. Aber die Frau ſaß wieder ſtill, und wenn ſie blaß geworden war, in der Dunkelheit ſah man es nicht.

„Er ſoll", fuhr die Kellnerin fort, „an Ort und Stelle nachſehen, wie die vielen Zolldefraudationen hier an der Grenze noch immer ſtattfinden können. Da iſt es denn nun überaus ſtreng geworden, und heute Abend ſcheint er etwas ganz Beſonderes ausführen zu wollen; es iſt, als ob er die ſämmtlichen Grenzbeamten der Gegend hier zuſammengebracht hätte. Die armen Leute, gegen die ſie ausziehen! Wer doch warnen könnte!"

Sie ſprach es bekümmert. Sie wollte gehen; ſie

mußte zur Bedienung der Gäſte nach dem Hauſe zurück.

Drüben am Ufer hinter der alten Sägemühle wurde ein Ruf laut.

„Hol' über!“ rief eine jugendliche Stimme.

Die Kellnerin erkannte ſie. Sie ſtürzte in die Laube zurück zu Karoline Lohrmann.

„O Mamſell, da wäre ja noch Warnung, Rettung möglich! Der Bernhard Henke kommt dort. Er will heute Nacht eine Schmugglerbande durch die Berge führen. Ich habe gethan, was ich konnte, um es ihm auszureden. Er hörte nicht auf mich. Sprechen Sie mit ihm. Ich ſchicke ihn zu Ihnen.“

„Thun Sie das“, ſagte Karoline.

Die Kellnerin eilte fort. Sie kam nach wenigen Minuten mit Bernhard Henke zurück.

„Er bleibt bei ſeinem Vorſatze, Mamſell.“

Sie mußte damit gehen.

„Die Henriette hat Dir geſagt, wer drinnen im Hauſe iſt?“ fragte Karoline den Knaben.

„Ja, Mamſell. Aber ich kenne Wege, von denen jene nicht einmal wiſſen, daß ſie da ſind.“

„Woher kommſt Du jetzt, Bernhard?“

„Von Hauſe, Mamſell.“

„Und was haſt Du dort gefunden?“

„Meine Mutter weinte.“

„Und Dein Vater? Aber nein, darüber darf man mit einem Kinde nicht ſprechen. Aber Deine Geſchwiſter? Sie hungerten wohl wieder, weil Deine Mutter weinte? Und Deine Mutter hungerte mit ihnen?“

„So war es, Mamſell. Meine Mutter hatte dem Vater das Geld, das Sie ihr vorgeſtern geſchenkt hatten, abgeben müſſen; er hatte ſich Schnaps dafür gekauft und —“

„Und Du kamſt in das volle Elend Deines älterlichen Hauſes. Und Du willſt dieſes Elend vermehren, Bernhard? Du willſt Deine Mutter zur Verzweiflung bringen? Du allein kannſt künftig ihre Stütze werden, wenn ſie ſelbſt nicht mehr arbeiten kann. Du willſt Dich heute Nacht in die augenſcheinlichſte Lebensgefahr begeben! Sieh mich an, Bernhard! Warum ſchlägſt Du die Augen nieder?“

Bernhard hatte die Augen auf den Boden geheftet. Er mußte ſie erheben.

„Ich verdiene heute Nacht dreißig Thaler, Mamſell!“

„Und wenn es das Blutgeld wäre, für das ſie Dich Deiner Mutter als Krüppel oder gar als Leiche in das Haus bringen?“

Die Mamſell hatte falſch gerechnet.

Kugeln trifft kaum eine, ſelbſt nur im Kriege, wo ſich Mann und Mann gegenüber ſtehen; das habe ich auch ſchon gehört, und das wiſſen Sie am beſten von Ihrem tapfern Herrn Bräutigam, der ſo oft in einem Regen von Kugeln geſtanden hat. Wäre ich größer geweſen und ſtärker, ſodaß ich ein Gewehr hätte tragen können, ſo wäre ich diesmal auch mitgegangen, und da hätte es mich noch weit eher treffen können als heute Nacht."

„Da hätteſt Du für eine große, heilige Sache gekämpft, Bernhard."

„Und heute Nacht gehe ich für meine Mutter, der ich die dreißig Thaler bringe."

Die Mamſell fand ſich wieder zurecht.

„Höre, Bernhard die dreißig Thaler gebe ich Deiner Mutter."

„Nein, nein, Mamſell!"

„Höre noch mehr. Du haſt bis jetzt noch nichts lernen können, weil Euch das Geld dazu fehlte. Du haſt nur den Bauern geholfen, um ein paar Groſchen für Deine arme Mutter zu verdienen. Du haſt das wie ein braver Sohn gethan. Es wird aber Zeit, daran zu denken, daß ein ordentlicher Menſch aus Dir wird, der ein tüchtiges Handwerk verſteht. Ich dachte ſchon vorgeſtern daran, als ich bei Deiner Mutter war. Ich werde

Dich nach Warburg in die Lehre geben und weiter für Dich ſorgen."

„Mamſell" — ſagte der Knabe. Aber er konnte vor Rührung nicht weiter ſprechen.

Karoline Lohrmann nahm ſeine Hand.

„Und nun, Bernhard, nicht wahr, Du bleibſt heute Nacht bei mir, oder beſſer, Du kehrſt zu Deiner Mutter zurück, daß ſie ſich nicht um Dich ängſtigt und daß Du ihr die Freude machen kannſt, ihr das zu erzählen, was ich Dir geſagt habe?"

Sie hatte doch wieder falſch gerechnet.

Der Knabe kämpfte heftig mit ſich; nicht über einen Entſchluß, den er nicht hätte faſſen können; entſchloſſen war er, aber es wurde ihm ſo ſchwer, es gegen die Mamſell auszuſprechen, gegen ſeine und ſeiner Mutter Wohlthäterin. Und doch mußte er es. Die Thränen traten ihm in die Augen; Schluchzen unterbrach ſeine Worte. „Ich kann nicht, Mamſell! Ich muß mit den Juden gehen. Ich ſoll hier auf ſie warten. Ich habe es ihnen verſprochen und muß ihnen mein Wort halten. Wenn ich Ihnen etwas verſprochen hätte, Mamſell, und ich wollte es Ihnen nicht halten, würden Sie nicht von mir ſagen, ich ſei ein ſchlechter Menſch? Nun ſind es zwar nur Juden, aber auch ein Jude ſoll nicht ſchlecht über mich ſprechen dürfen."

Er ſprach ſo ehrlich, ſo treuherzig, ſo bittend.

„Wenn Du in den Tod gingeſt, Bernhard!“ ſagte Karoline Lohrmann nur noch.

„Und wenn ich in den Tod gehen müßte, Mamſell!“

Was war dem Muth, der Entſchloſſenheit, dem feſten Willen und der Ehrlichkeit des Knaben gegenüber zu machen?

„Und er iſt faſt noch ein Kind!“ ſagte leiſe die Frau Mahler zu der Mamſell. „Gott wird ihm ſeine zwei Engel mitgeben.“

„Aber warnen muß ich Dich noch, Bernhard“, ſagte Karoline Lohrmann zu ihm. „Kann ich Dich nicht zurückhalten, ſo mußt Du die Gefahr kennen, der Du entgegengehſt, damit Du Dich gegen ſie ſchützen kannſt.“

Sie theilte ihm mit, was ſie von der Anweſenheit der Grenzbeamten ſelbſt geſehen und durch die Kellnerin gehört hatte.

„Halb und halb wußte ich es ſchon“, erwiderte der Knabe. „Aber ich fürchte dieſe Grenzbeamten nicht, auch nicht den Mindener Regierungsrath.“

Er mußte gehen.

„Die Juden halten ſich da hinten verſteckt und werden ſchon auf mich warten.“

Die beiden Frauen gaben dem muthigen Knaben die Hand.

„Schone Dein Leben!“ ermahnte ihn die Mamſell.

„Stehe Gott Dir bei!“ ſagte mit einer eigenthümlichen Bewegung die Frau Mahler.

Der Knabe verſchwand hinter dem Wirthshauſe.

Dort nahm er ſeinen Weg in eine verborgene enge Seitenſchlucht. In ihrer Tiefe gelangte er an einen alten verfallenen Kohlenſchuppen. Er gab ein Zeichen mit der Hand. Aus der Dunkelheit der Schlucht und des Schuppens trat ihm Jemand entgegen.

„Biſt Du es, Bernhard?“

„Ja, Konrad Maurer. Sind die Leute alle da?“

Konrad Maurer war wieder völlig nüchtern, er hatte auf Wache geſtanden.

„Alle“, antwortete er.

„Auch die Juden?“

„Auch die beiden Juden.“

Sie gingen in den Schuppen.

Es war ſo dunkel darin, daß man nicht die Hand vor den Augen ſah. Aber man hörte ein leiſes Murmeln vieler Stimmen.

„Schlom Bendix!“ rief Bernhard Henke in die Dunkelheit und das Gemurmel hinein.

„Hier!“ meldete ſich der Jude.

„Kommt auf einen Augenblick heraus. Ich habe mit Euch zu ſprechen.“

Der Jude kam hervor. Der Knabe verließ mit ihm den Schuppen. Ein Dritter folgte ihnen; es war Aaron Levi.

„Schlom Bendix", ſagte draußen Bernhard Henke, „wir ſind verrathen. Da vorn an der Sägemühle iſt der Mindener Regierungsrath mit mindeſtens einem Dutzend Grenzbeamten."

„Was wollen ſie nur hier?" rief in ſeiner allezeit fertigen, haſtigen Weiſe Aaron Levi. „Wir ſind hier noch in Heſſen. Laßt einen der preußiſchen Hunde kommen! Ich ſchlage ihn todt. Ich erſteche ihn mit meinem Meſſer."

Der Knabe antwortete ihm nicht; er fuhr zu dem andern Juden gewendet fort:

„Ich komme aus meinem Dorfe Niederhelmern. Es liegt auf dem Wege nach Borgentreich. Von meiner Mutter hatte ich ſchon gehört, daß es nicht richtig in der Gegend ſei; Leute, die von Borgentreich gekommen waren, hatten alle Wege und Pfade zu dem Städtchen mit Zollbeamten beſetzt gefunden. Auf dem Wege von meinem Dorfe bis hierher fand ich ſie auch. Der Regierungsrath muß ſie mehrere Meilen weit haben hierher kommen

Aaron Levi ſagte nichts.

„Was nun?“ erwiderte der Knabe. „Wir gehen nach Warburg. Da erwartet man uns nicht. Auch von da wird der Regierungsrath alle Beamte fortgerufen haben. Wir brauchen nicht über die Diemel zu ſetzen; wir paſſiren ſie auf der Brücke bei Warburg. An Joel Roſenberg in Borgentreich ſchicken wir einen Boten, der ihn nach Warburg beſtellt.“

„Weißt Du keinen andern Rath, Burſche?“ fragte Schlom Bendix.

„Nein. Wißt Ihr einen beſſern?“

Die Juden beriethen ſich in ihrer Sprache. Sie hatten keinen beſſern Rath gefunden.

„Kennſt Du auch die Wege nach Warburg, Burſche?“

„Wie die nach Borgentreich.“

„So ſei es, wie Du ſagſt. Können wir gleich aufbrechen?“

„Je eher, deſto beſſer. Wir haben nach Warburg einen weitern Weg.“

„So brechen wir auf.“

„Noch eins, Schlom Bendix!“

„Was willſt Du?“

„Bekomme ich mein Geld jetzt gleich?“

Schlom Bendix beſann ſich.

Aaron Levi kam ſeiner Antwort zuvor.

Digitized by Google

„Um mit dem Gelde uns durchzugehen, Burſche? Nichts da. Wenn wir an Ort und Stelle ſind, haſt Du Deinen Contract gehalten und werden wir den unſerigen halten.“

Schlom Bendix war anderer Meinung.

„Wenn Du willſt, Burſche, kannſt Du Deinen Lohn ſogleich erhalten, dreißig Thaler.“

Die Bereitwilligkeit des vorſichtigen Juden ſchien den Knaben auf einen andern Gedanken gebracht zu haben.

„Nachher, Schlom Bendix, wie der Aaron Levi ſagt. Für den Mann zwei Thaler! So lautet unſer Contract.“

„Schaute!“ rief Schlom Bendix ſeinem Compagnon zu.

Sie kehrten in den Kohlenſchuppen zurück.

„Alle fertig!“ rief Schlom Bendix hinein.

Man hörte eine Menge Menſchen ſich erheben, ſich ſelbſt und einander mit Säcken, Ballen, Kiſten und anderm Gepäck beladen.

„Noch einen Augenblick Geduld!“ ſagte Bernhard Henke. „Ich muß ſehen, was ſie am Wirthshauſe machen.“

Er verließ den Schuppen, die Schlucht, ſchlich ſich an das Wirthshaus hinan.

Er hörte in dem Gaſtzimmer Teller und Gläſer klingen.

Er wagte ſich an die Hausthür. Im Flur ſtand die Kellnerin.

„Jettchen!“ rief er ſie leiſe.

Sie trat zu ihm hinaus.

„Was machen die Beamten?“

„Sie ſitzen bei Tiſche.“

„Haſt Du nichts gehört?“

„Gar nichts. Sie ſprachen kein Wort vom Dienſt.“

„Weißt Du nicht, ob ſie hier in der Nähe Wachen ausgeſtellt haben?“

„Ich habe nichts bemerkt. Sie ſind äußerſt vorſichtig. Um ſo mehr Angſt habe ich Deinetwegen.“

„Habe ſie nicht, Jettchen, Du gutes liebes Jettchen.“

Damit entfernte ſich der Knabe.

Er hatte die Worte in einem Tone geſprochen, als wenn ihm auf einmal das Herz ſchwer geworden ſei.

Aber den Juden zeigte er es nicht.

Er war zu dem Schuppen zurückgeeilt.

„Seid Ihr fertig?“

„Ja!“

„Vorwärts! Folgt mir!“

Er ſetzte ſich in Bewegung.

Alles, was in dem Schuppen war, folgte ihm.

Unmittelbar hinter, faſt neben ihm ging Schlom Bendix. Dann folgten die ſämmtlichen Packträger; ſie gingen

einzeln, wie ſie es auf ihren Schmuggelwegen gewohnt waren. Den Zug ſchloſſen Aaron Levi und Konrad Maurer.

Die Packträger waren mit großen, dicken Knotenſtöcken verſehen, die ihnen zur Waffe und zugleich zur Stütze beim Gehen dienten. Einen ſolchen Stock trug auch Konrad Maurer, der ohne Gepäck war. Die Juden mußten mit andern Waffen verſehen ſein; man ſah keine Stöcke bei ihnen; von einem Meſſer hatte Aaron Levi ſchon geſprochen.

Der Knabe Bernhard war ohne Stock, ohne Waffe, aber auch ohne Gepäck; er war leicht wie ein Vogel.

So ſchritt er voran, gefolgt von den Andern, aus der kleinen Schlucht, aus dieſer nicht wieder in die größere, ſondern ſofort einen der waldbedeckten Berge hinan, von denen die Schlucht der Dahlheimer Sägemühle gebildet wurde; der Berg zog ſich von der Diemel weg in das Land hinein. Ein Weg, ein Pfad war nicht zu ſehen, nicht zu fühlen. An der Mitte des Bergs ſchlug ſich der Knabe 'rechts', und nun führte er ſeine Leute immer an dem Abhange des Bergs hin.

Nach einer halben Stunde machte er Halt.

„Ihr könnt Euch ausruhen", ſagte er. „Hier iſt

„Du biſt ein Allerweltskerl!“ riefen die Juden.

„Ihr ſeid alſo zufrieden mit mir?“

„Bis jetzt!“ erwiderte der vorſichtige Schlom Bendix.

„So können wir jetzt von meiner Bezahlung ſprechen. Wie viel Mann ſind denn da?“

Der Marſch war für die ſchwerbeladenen Träger ein doppelt beſchwerlicher geweſen. Sie lagen ſchon ſämmtlich an der Erde, auf oder neben ihrer Laſt.

Der Knabe zählte ſie.

„Zwanzig Mann, Schlom Bendix“, kam er zurück.

„Haſt Du Dich nicht verzählt, Burſche?“

„Sollen wir ſie zuſammenzählen?“

„Wozu? Wir ſind auf dreißig Thaler einig geworden.“

„Schlom Bendix, ſehe ich aus wie einer, der ſich betrügen läßt?“

„Betrügen, Burſche?“

„Streiten wir nicht, Schlom Bendix. Ihr gebt mir vierzig Thaler oder Ihr ſucht Euren weitern Weg allein, ohne mich.“

Aaron Levi gerieth wieder in Zorn.

„Hund! Hund von einem Chriſten! Willſt Du der erſte ſein, der mein Meſſer probirt?“

Er zog ein langes Meſſer aus einem ſeiner großen Stiefelſchäfte hervor.

Digitized by Google

Bernhard lachte.

„Aaron Levi, Ihr wollt wohl zehn Thaler verdienen, um ein paar Tauſend zu verlieren? Schlom Bendix iſt klüger.“

Schlom Bendix war klüger. Er ſchnallte ſeine Geldkatze los, die er um den Leib trug, und zählte dem Knaben vierzig blanke Thaler in die Hand.

„Biſt Du nun zufrieden, Burſche?“

Der arme Knabe hatte wohl in ſeinem Leben ſo viel Geld noch nicht beiſammen geſehen, viel weniger ſelbſt beſeſſen. Es ergriff ihn etwas, aber nicht der dämoniſche Geiſt des Mammon. Er dachte wohl an ſeine Mutter, ſeine Geſchwiſter, an ihre Entbehrungen.

„Schlom Bendix“, ſagte er faſt feierlich, „wenn ſie mich nicht vorher todtſchießen, ſo ſollt Ihr von allen Euren Sachen da für keinen Groſchen Werths verlieren. Gehen wir weiter.“

„Haben wir noch Gefahr zu befüchten, daß Du von Todtſchießen ſprichſt?“ fragte der Jude.

„Ich kann es mir nicht denken. Wir bleiben immer im tiefſten Gebirge, auf Pfaden, die noch kein Fuß eines Grenzbeamten betreten hat. Wie ſollten ſie gerade heute Nacht hinkommen? Nur einmal kommen wir auf einen offenen Weg, eine Stunde von hier. Ein breiteres Thal durchſchneidet dort die Berge. An ſeinem Ende müſſen

wir hindurch. Aber wir haben kaum zwei Minuten lang zu gehen, dann ſind wir wieder hinter Felſen, zwiſchen denen uns kein Menſch verfolgt."

Sie gingen weiter, immer durch das tiefe, pfadloſe Gebirge, immer durch die Stille und Dunkelheit der Nacht. Der Himmel über ihnen war zwar ſternenklar, aber unter den dichten Bäumen ſahen ſie kaum dann und wann einen einzelnen Stern. Sie hörten nur ihre eigenen Schritte, und ſie gingen leiſe, um das geringſte fremde Geräuſch hören zu können.

So war die Stunde vergangen, von welcher Bernhard Henke geſprochen hatte. Er war immer mit voller Sicherheit an der Spitze gegangen. Es war, als wenn er mit jedem Felſen, mit jedem Baume, an dem ſie vorübergingen, mit jedem Steine, auf den ſie traten, bekannt ſei.

Er machte Halt.

„Da unten iſt das Thal, durch das wir müſſen", ſagte er. „Wir müſſen raſch hindurch. Ruhen wir daher ein Viertelſtündchen aus."

Sie lagerten ſich wie das erſte Mal.

Sie waren auf der halben Höhe eines mit dichter Holzung bewachſenen Berges. Um in das Thal zu ihren Füßen zu gelangen, mußten ſie ſteil den Berg hinunter. Sehen konnten ſie unter den Bäumen zwiſchen dem Ge-

ſträuch nichts. Sie hörten auch nichts. Der Knabe und die beiden Juden horchten in die weite Nacht hinein, ſie vernahmen bis in die weiteſte Ferne kein Geräuſch.

„Wenn wir das Thal da unten hinter uns haben", ſagte Schlom Bendix, „dann iſt keine Gefahr mehr für uns da?"

„Ihr fürchtet Euch wohl vor dem Thale da unten?" ſagte der Knabe.

„Man muß immer vorſichtig ſein, Burſche."

Der Knabe lachte.

„Ihr Juden habt nicht viel Muth! Woher kommt das?"

Sie antworteten ihm nicht.

Sein friſcher Muth ſchien zum kecken Uebermuth werden zu wollen. Er hatte den Zug ſo ſicher und glücklich geführt; er fühlte ſich ſo reich; dreißig Thaler waren ihm ſchon ein Kapital geweſen, jetzt hatte er vierzig die Furcht der Juden weckte den Widerſpruch in ihm.

„Still! Hörtet Ihr da nicht etwas?" fragte er.

Aaron Levi griff ſchon nach dem Stiefel, in dem er ſein langes Meſſer ſtecken hatte.

„Wo hörteſt Du etwas?" fragte der beſonnene Schlom Bendix.

„Ich meinte, es ſei da unten links geweſen."

„Dort war nichts", ſagte der Jude.

„Aber da oben rechts, Herr Schlom Bendix."

„Wahrhaftig!“ mußte Schlom Bendix beſtätigen. „Aber es iſt oben in den Zweigen. Da rührt ſich etwas.“

„Und ſeht Ihr' nicht? Da blitzt und leuchtet es auch.“

„Soll Gott mich behüten, ein Gewehr!“ flüſterte Aaron Levi.

Er kroch hinter die andere Seite des Baumſtamms, an dem ſie lagen.

Bernhard lachte.

„He, Aaron Levi, warum zieht Ihr Euer langes Meſſer nicht?“

„Warum kletterſt Du nicht hinauf, Hund?“ brummte der Jude.

„Wenn es Euch Vergnügen macht, Aaron Levi, ſo thue ich es. Es wäre das erſte Mal nicht, daß ich da oben bei dem Neſte der alten Nachteule geſeſſen hätte.“

„Was ſchwatzeſt Du, Burſche?“ rief Schlom Bendix.

„Ja, Schlom Bendix, es iſt eine alte Ulme, in der es ſich da oben regt, und eine alte Nachteule iſt aus ihrem Neſte herausgekrochen und glotzt uns mit ihren glühenden Augen an.“

„Du kennſt hier wohl jeden Baum, mein Burſche?“

„Gewiß. Aber etwas Anderes muß ich Euch doch ſagen. Es bringt kein Glück, wenn einen in der Nacht

ein paar glühende Eulenaugen ſo aufs Korn nehmen. Ich habe das einmal ſelbſt erfahren müſſen und gerade hier und mit derſelben Eule. Soll ich' es Euch erzählen?"

„Erzähle es."

„Es ſind ſchon drei oder vier Jahre her. Da hinten, hundert Schritt weiter, wußte ich ein Rabenneſt mit vier Jungen. Ich wollte die Jungen haben. Aber das Neſt war ganz hoch in den oberſten Zweigen einer großen Eiche, und bei Tage hielten die beiden Alten immer Wache dabei; ſie hätten mich den Baum hinuntergeworfen und ich hätte Hals und Beine brechen müſſen, wenn ich mich hinaufgewagt hätte. Da verſuchte ich es des Abends. Wenn die Thiere aus dem Schlafe geſtört wurden, mußten ſie wie verſtört ſein, in der Dunkelheit hin und her fliegen, und die Jungen waren mein. So dachte ich. Aber ich mußte an der Ulme vorüber, und wie ich auf einmal zu ihr hinaufſehe, kommt gerade die alte Eule heraus und ſchaut mich mit ihren feurigen Augen juſt ſo an wie jetzt, daß mir das Herz im Leibe zu beben anfing, und wie ich darauf zu der Eiche kam — aber da höre ich doch etwas", unterbrach ſich plötzlich der Knabe. „Und diesmal iſt es wahrhaftig da unten links."

Sie horchten alle.

„Es klingt wie ein Wagen", ſagte Schlom Bendix.

Konrad Maurer war hervorgetreten. Er hatte daſſelbe Geräuſch gehört.

„Iſt da unten links nicht der Weg nach Ovelgönne?“ fragte er den Knaben.

„Freilich.“

„So iſt es der Wagen der Mamſell von Ovelgönne. Sie war noch an der Sägemühle, als wir fortgingen, und ihr Wagen war noch nicht angeſpannt.“

Bernhard hatte nachgeſonnen.

„Es wäre möglich“, ſagte er. „Es war aber auch noch der Wagen des Mindener Regierungsraths an der Sägemühle. Wenn nun der es wäre? Wenn ſeine Leute ihm folgten oder gar einen nähern Weg durch das Gebirge genommen hätten? Es gibt deren mehrere, und wenn auch der, den wir nehmen, der kürzeſte iſt, ſo hatten doch die Grenzjäger keine Packen zu tragen und brauchten nicht zweimal Raſt zu machen.“

„Wir wären alſo verrathen, Burſche?“

„Ihr lagt lange in dem Schuppen an der Sägemühle. Ihr wart Eurer die vielen Menſchen. Wie leicht konnte Euch nur ein einziger Menſch ſehen! Es wurde dann Wache ausgeſtellt. Man ſah uns fortziehen, wie ſicher wir uns auch glaubten. Und wenn man die Richtung unſeres Weges wußte, ſo wußte man auch, daß wir auf Warburg gingen; denn von der Sägemühle bis

Warburg führt keine Brücke und keine Fähre über die Diemel."

„Und was nun, Burſche?" fragte Schlom Bendix.

„Der Wagen iſt noch weit hinter uns. Die Beamten werden ihm nicht voraus ſein. In dem Thal, durch das wir da unten müſſen, ſind wir in fünf Minuten. In einer Minute ſind wir dann hindurch. Ich führe Euch durch ſein ſchmalſtes Ende. Auf ſeiner andern Seite ſind wir in Sicherheit. Brechen wir ſofort auf."

„Fort!" rief Schlom Bendix. „Eilt Euch, Ihr Leute!"

Die Leute waren ſchon ſämmtlich auf den Beinen, hatten ihre Laſten aufgepackt.

„Mir nach!" rief Bernhard Henke. „Geht zu drei, damit wir dichter beiſammen ſind. Tretet nicht zu hart auf. Sprecht kein Wort, damit man das geringſte Geräuſch hören kann."

Sie thaten, wie er ſagte.

Ueber den Knaben war wirklich eine ernſte Beſorgniß gekommen.

„Schlom Bendix", fragte er leiſe den neben ihm gehenden Juden, „ſeid Ihr mit Piſtolen bewaffnet?"

„Mit zwei Stück."

„Haltet ſie parat."

Er ſah ſich dann nach Aaron Levi um.

Er erblickte ihn nicht mehr.

„Er iſt nach hinten gegangen", ſagte Schlom Bendix.

„O, da fühlt er ſich wohl ſicherer mit ſeinem langen Meſſer!"

Sie hatten über die Hälfte ihres Wegs zurückgelegt, ohne den geringſten fremden Laut zu vernehmen.

„Soll ich Euch meine Geſchichte mit der Eule zu Ende erzählen, Schlom Bendix?"

„Fürchteſt Du nichts mehr, Burſche?"

„Ich denke nicht."

„So erzähle zu Ende."

„Das Ende iſt kurz. Ich ſtieg in die Eiche und kam bis in ihre höchſten Zweige. Das Neſt der Raben war faſt in der Spitze des hohen Baums. Die Zweige wurden dünner da oben, ſchwankten und bogen ſich. Ich war ganz nahe an dem Neſte. Ich wollte danach langen, um die beiden Alten wach zu machen. Da — krach! brach der dünne Aſt, auf dem ich ſtand, ich ſtürzte herunter, von Aſt zu Aſt, von Zweig zu Zweig. Das war freilich mein Glück; ſo kam ich langſamer unten auf der Erde an, zwar mit heilen Gliedern, aber zerſchunden, daß ich erſt wieder in einen Baum klettern konnte, als die Jungen längſt ausgeflogen waren. Das Unglück hatte mir die alte Eule gebracht. Und heute Abend — aber, Gott

ſei mir gnädig, was iſt denn das dort unten? Steht, ſteht! Steht alle wie die Mauern! Rührt Euch nicht!“

Er ſprach die Worte in leiſeſtem Flüſterton. Er ſtand wie in dem Boden feſtgewurzelt. Sie ſtanden alle regungslos.

Sie waren noch fünfzig bis ſechzig Schritte über dem Thalgrund, in den ſie hinabſteigen mußten. In einer Minute konnten ſie unten ſein. Sie waren unter Bäumen. Das Thal war hier, faſt unmittelbar an ſeinem Ende, zu einer ſchmalen Schlucht verengt. An einer lichten Stelle des Waldes war Bernhard ſtehen geblieben; er konnte dort in die Tiefe blicken.

„Was ſiehſt Du, Burſche?“ fragte Schlom Benedix.

„Seht Ihr das Schwarze da unten?“

„Es iſt ein Baumſtamm.“

„Da hat nie ein Baum geſtanden. Und ſeht, es rührt ſich!“

„Wahrhaftig!“

„Und da tritt ein zweiter Mann zu dem erſten. Es ſind die Grenzbeamten. Sie haben uns gehört. Sie ſprechen mit einander, was ſie thun ſollen.“

„Und was thun wir, Burſche?“

„Halten wir Rath, Schlom Benedix. In die Tiefe da unten können wir nicht. Sie wird beſetzt ſein. Um-

kehren, für heute Nacht unſer Unternehmen aufgeben ſollen wir nicht?"

„Nein."

„So bleiben uns zwei Wege. Der erſte iſt hier rechts von uns, um die Schlucht herum. Es ſind ſteile Felſen dort, die kein Menſch erſteigen kann. Nur ein einziger ſchmaler Pfad führt hindurch. Wenn er beſetzt iſt, ſo ſind wir darin eingeſchloſſen wie eine Heerde Schafe im Stall."

„Dein zweiter Weg?"

„Geht dort links, mitten durch die Breite des Thals. Dort erwartet man uns nicht. Hier haben ſie ſich alle zuſammengezogen."

Schlom Bendix ſann nach.

„Verſuchen wir vorher, ob der Pfad zwiſchen den Felſen beſetzt iſt", ſagte er dann.

„Und wer will hingehen?" fragte Bernhard. „Es könnte ihm das Leben koſten. Sie werden ſchießen."

„Burſche", ſagte der Jude, „haſt Du nicht Deine vierzig Thaler bekommen, um uns ſicher zu führen? Verſprachſt Du es nicht?

Bernhard Henke erwiderte ihm kein Wort.

„Bleibt hier, bis ich zurückkomme", ſagte er, „oder bis —"

„Oder?" fragte der Jude.

„Oder bis mich eine Kugel getroffen hat.“

Damit wandte ſich der muthige Knabe rechts, und nach wenigen Schritten war er in der Dunkelheit unter den Bäumen verſchwunden.

Die Andern ſtanden ſchweigend und horchten mit angehaltenem Athem in das Dunkel hinein.

Sie hörten nichts.

Nach drei Minuten kam der Knabe zurück.

„Es iſt Alles beſetzt. Ich hörte ſie mit einander flüſtern. Es ſind ihrer viele.“

„Wir können alſo hier nicht durch?“

„Nein. Aber ich habe einen andern Plan.“

„Laß ihn hören.“

„Unter Euren Waaren ſind einige, die weniger Werth haben als die andern.“

„Es könnte ſein.“

„Und wenn Ihr ſie verloren gebt, ſo habt Ihr an den andern noch immer Profit genug?“

„Profit? Wie heißt Profit? Aber ſprich weiter. Dein Plan?“

„Mein Plan iſt, wir theilen uns. Der eine Theil geht mit den beſſern Waaren nach links. Der andere bleibt mit den ſchlechtern hier, ſucht nach einer Weile zum Schein in die Schlucht zu dringen, kehrt aber bei dem erſten Geräuſch um, läuft zuerſt einige Schritte

weit mit den Waaren nach dem Berg zurück, wirft dann die Waaren von ſich, um leichter fortzukommen und die Beamten aufzuhalten, und rettet ſich ſo. Das Alles macht Lärm; die Beamten werden ſchreien, ſchießen, um die Kameraden, die dort links im Thale ſind, herbeizurufen. So wird die Luft dort rein und die guten und theuern Waaren ſind gerettet. Ueberlegt Euch die Sache, aber macht ſchnell."

Die beiden Juden und Konrad Maurer umſtanden den Knaben.

„Wißt Ihr einen andern Rath?" fragte ſie Schlom Bendix.

Aaron Levi ſchwieg. Er war ſchon lange ſtumm geworden.

„Der Rath des Burſchen iſt der beſte", ſagte Konrad Maurer.

„So folgen wir ihm."

Schlom Bendix theilte die Laſtträger. Aber er machte zwei ſehr ungleiche Theile; fünf Mann ſtellte er auf die eine, fünfzehn auf die andere.

„Konrad Maurer", ſagte er dann, „Du wirſt mit den Fünfen hier bleiben. Der Burſch Bernhard wird die Fünfzehn führen. Bei ihnen werde ich ſein. Aaron Levi wird —"

Digitized by Google

Er ſah ſich nach Aaron Levi um. Aber Aaron Levi war fort, verſchwunden.

„Mit ſeinem langen Meſſer“, lachte der Knabe.

„Und mit ſeinem großen Maule!“ ſagte Konrad Maurer.

„Und nun fort!“ rief der Knabe Bernhard. „Wir zwei mit den fünfzehn Mann ſo leiſe wie möglich. Du, Konrad Maurer, warteſt eine Minute, dann brichſt Du los.“

Sie ſchieden. Konrad Maurer blieb mit ſeinen fünf Mann. Der Knabe wandte ſich mit dem Juden Schlom Bendix und den fünfzehn Mann nach links in das Gebirge zurück; ſie traten kaum hörbar auf.

Sie konnten ſechzig bis ſiebzig Schritte zurückgelegt haben, als es hinter ihnen laut wurde.

„Halt! Werda!“ rief es.

Dann war ein paar Augenblicke eine Todtenſtille.

„Steht, oder wir ſchießen!“ rief es darauf.

Ein haſtiges, lautes Rennen folgte, dem Rennen ein Schuß, ein zweiter.

„Hierher, hierher! Alle Mann hierher!“ wurde dann durch die Nacht gerufen.

Ein zweites haſtiges Rennen wurde gehört. Es kam aus der Mitte des Thals. Ein Haufen Menſchen lief von da nach dem Ende, nach der Schlucht hin, in

der geſchoſſen, gerufen war. Man hörte die Waffen der Laufenden klirren.

„Die Kriegsliſt iſt geglückt!“ ſagte Bernhard Henke. „Raſch noch fünfzig Schritt voran! Dann durch!“

Sie eilten raſch noch fünfzig Schritte voran.

„Jetzt hinunter!“

Sie liefen den Berg hinunter.

„Ein Wagen!“ rief Schlom Benedix.

Sie hörten wieder das Rollen eines Wagens unten im Thale, nur wenig links von ihnen.

Der Knabe ſtutzte.

„Das wäre ein zweiter Wagen!“

„Der Regierungsrath?“ fragte Schlom Benedix.

„Wenn er es nicht vorhin war. Aber gleichviel! Wir müſſen durch. Ohne Säumen! Der Wagen iſt noch hundert Schritt von uns. Vorwärts!“

Sie liefen vollends den Abhang des Berges hinunter. Sie waren an ſeinem Fuße. An dem Fuße hörte der Wald auf. In dem Thale ſtanden nur einzelne Sträucher. Sie wollten unter den letzten Bäumen hervortreten.

„Halt! Werda!“ rief es unmittelbar vor ihnen.

Blanke Gewehre blitzten ihnen in dem Sternenlichte entgegen.

„Teufel!“ rief der Knabe. „Sie waren klüger als wir!“

Digitized by Google

„Wir ſind verrathen, verloren!“ rief Schlom Bendix.

„Zurück, zurück!“ rief er den Laſtträgern zu.

Die flogen ſchon zurück.

Aber ſie hatten ihre Laſt von ſich geworfen, um leichter laufen zu können.

Alle die theure Waare!

„Hunde von feigen Chriſten!“ rief wüthend der Jude.

Aber er folgte laufend den Laufenden.

„Halt! Steht, oder wir ſchießen!“ riefen die Grenzjäger. „Wer nicht ſteht, wird niedergeſchoſſen!“

Sie liefen eiliger, haſtiger, dem Tode zu entrinnen.

Unten fielen Schüſſe; die Kugeln durchſchnitten die Blätter, fuhren in die Stämme der Bäume.

Von den Fliehenden mußte Niemand verwundet ſein; man hörte kein Fallen, kein Rufen.

„Ihnen nach! Ihnen nach!“ rief es unten.

Die Grenzjäger drangen in den Wald, den Berg hinan. Im Vordringen luden ſie ihre Gewehre wieder.

Da rannte auch Bernhard Henke, bevor die zweite Salve gegeben wurde. Aber er folgte nicht den Andern. Ihnen mußte die zweite Salve folgen. Er ſchlug ſich zur Seite.

Es half ihm nichts dem armen

„Hier rechts läuft einer! Zwei Mann ihm nach!“ wurde commandirt.

Der Knabe hörte, wie zwei Mann ihm folgten; die Andern eilten dem Haufen nach.

Er flog unter den Bäumen dahin; er war ſo behende.

Es half ihm auch das nicht.

Die Verfolger hatten wieder geladen.

Zwei Schüſſe fielen faſt gleichzeitig hinter ihm.

Die eine Kugel hörte er neben ſich her durch die Blätter ſauſen. Die zweite hörte er nicht; aber er fühlte einen plötzlichen Stoß in die Schulter, dann einen heftigen Schmerz; dann lief es ihm warm an dem Arme, am Rücken hinunter.

Es war ſein warmes junges Blut.

Er hatte noch Kraft, weiter zu fliehen.

Aber den Berg hinauf konnte er nicht mehr. Er lief an dem Abhange hin, geradeaus.

Die Verfolger waren hinter ihm. Er hörte, wie ſie im Laufen noch einmal ihre Gewehre luden.

Der Schmerz in ſeiner Schulter wurde heftiger, ſeine Kräfte wurden ſchwächer.

„Sie werden noch einmal auf mich ſchießen! Sie werden mich meiner armen Mutter als Leiche in das Haus bringen. Die Henriette ſagte es wohl, auch die Mamſell. O meine arme Mutter!“

An ſich, an ſein junges Leben, von dem er ſcheiden ſollte, dachte der brave Knabe nicht.

„Ob ich mich ergreifen laſſe?“ fragte er ſich dann. „Ich rettete das Leben. Die Kugel in der Schulter wird ſo ſchlimm nicht ſein. Aber ins Zuchthaus müſſen! Wie ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder! Lieber —“

Lieber todt! wollte er ſagen. Aber er ſprach das Wort nicht laut. Sein friſcher Muth wich nicht von ihm.

„Müſſen ſie mich denn zum zweiten Male treffen?“

Er rannte weiter, er konnte es noch.

Aber die Verfolger kamen ihm näher.

Und er war am Rande des Waldes, am Fuße des Bergs; er ſah das offene Thal vor ſich, und er mußte hinein, hinter ihm waren die Verfolger.

Er flog hinein.

Sie hatten es ihm wohl nicht zugetraut.

Er gewann einen Vorſprung.

Da ſahen ſie ihn dennoch.

„Dort läuft er! Dort, dort!“

„Steh, Burſche, oder wir ſchießen Dich nieder.“

Er rannte wie raſend, aber mit ſeinen letzten Kräften. Und wohin ſollte er? Das Thal war weit; kein Baum, keine Hecke, kein Haus war darin.

Digitized by Google

gönne! Wenn ich es noch erreichen könnte! Es iſt nicht möglich.“

Er konnte nicht mehr weiter. Es war ihm, als wenn er umſinken müſſe.

Da vernahm er einen Ton, den er vorher ſchon zweimal gehört hatte.

Ein Wagen fuhr im Thale, nicht weit von ihm. Er ſah ihn.

Er nahm noch einmal ſeine Kräfte zuſammen. Er lief auf den Wagen zu. Er kam ihm näher.

„Hülfe!“ rief er.

Doch nein, er konnte es nur noch ſtöhnen.

Der Domherr von Aſchen war zu ſeiner Laube zurückgekehrt, in der die Mamſell Karoline Lohrmann und die Frau Mahler ſich noch befanden.

„Ihr wünſcht wohl nach Hauſe zurückzukehren?“ ſagte er zu den Beiden.

„Wir warteten nur auf Dich, Onkel Florens.“

„Da muß ich alſo um Verzeihung bitten, daß ich ſo lange blieb. Ich lief in den Bergen herum. Der Abend iſt ſo ſtill, ſo ſchön. Die ganze Natur iſt hier ſo ſtill und ſchön, ſo jung und friſch, ſo würzig und duftig zwiſchen ihrem Frühling und ihrem Sommer. Da kamen

allerlei nichtsnutzige Gedanken über mich und ich vergaß mich und Euch.“

„Nichtsnutzige Gedanken an dem ſchönen Abend, Onkel Florens?“

„Ja, recht nichtsnutzige! Ich hätte der Welt fluchen mögen, den Menſchen, der Vorſehung gar, wenn ich nicht zur rechten Zeit an die Vorſehung gedacht hätte. Der Krieg, der Mord, alle die Raſerei des Kriegs und des Mordes traten vor mich. Auch dort hinten, jenſeits des alten Rheins, hat dieſer ſtille, ſchöne Abend ſein hohes Sternenzelt ſo friedlich ausgeſpannt über Hunderttauſende armer Menſchen, die an der nackten Erde liegen, nur erfüllt von dem Gedanken des Haſſes, der Rache, des Mordes oder von der blaſſen Furcht des eigenen Todes. Morgen, wenn der Tag graut, werden ſie gegen einander getrieben, einander zu morden, zu vernichten. Getrieben wie wilde Thiere, wie Tiger gegen Panther, wie Panther gegen Löwen! Und ſie ſind alle Menſchen, und die Menſchen nennen ſich alle Brüder und ſollten es ſein und ſind es. Und es gibt Menſchen, die ihre Freude daran haben, an dieſem Morden, an dieſer Wuth, die kein Thier gegen ein Thier ſeiner Raſſe hat. Und es ſind menſchliche Weſen, wenn ſie auch nicht ſein wollen wie andere Menſchen. Und das Morden und die Wuth, die Raſerei der Andern iſt ihr Triumph,

ihre Ehre und ihr Ruhm. Und die Menſchheit erkennt dieſen Ruhm an und erhebt ihn und wirft ſich vor ihm nieder in den Staub, und nennt es die Geſchichte. — Aber fahren wir. Ich werde den Wagen beſtellen und auch die Kellnerin zu Euch führen, damit Ihr von Eurer neuen Freundin Abſchied nehmen könnt."

Er ging zu dem Wirthshauſe.

Dort war reges Leben. Die Zollbeamten waren am Aufbrechen.

Ein Grenzjäger, ſo erzählte der kleine Kutſcher der Mamſell Lohrmann dem Domherrn, war wenige Minuten vorher eilig in das Haus gekommen, hatte einen Zollinſpector aus dem Zimmer, in welchem die höhern Beamten mit dem fremden Regierungsrath an der Tafel ſaßen, herausrufen laſſen und ein paar heimliche Worte zu ihm geſprochen. Der Inſpector war in das Zimmer zurückgeeilt. Gleich darauf war ein allgemeiner Aufbruch der ſämmtlichen Beamten entſtanden. Der Wagen des Regierungsraths war angeſpannt, die Pferde der andern Beamten waren vorgeführt, die Grenzjäger hatten ihre Waffen genommen.

Die Jäger ſtanden in dem Hausflur militäriſch aufgeſtellt, einzelne andere Beamte gingen geſchäftig hin und her. Man wartete auf den Regierungsrath, der mit dem Oberinſpector noch im Speiſezimmer war. Er be-

richtige die Zeche, ſagte der kleine Kutſcher. Für alle. Er halte heute alle frei; er erwarte heute Nacht einen ganz beſondern Dienſteifer von ihnen; es gelte einen wichtigen Fang.

Die Kellnerin kam aus dem Speiſezimmer.

„Nun wird er kommen!“ flüſterte es.

Der Regierungsrath, der Regierungsrath von Minden war gemeint. Er war den Beamten eine hohe vorgeſetzte Perſon. Die Jäger zogen ſtrammer die Gewehre an, als wenn ſie vor ihm präſentiren wollten. Die Andern krümmten ſchon die gehorſamen Rücken.

Der Regierungsrath trat aus dem Zimmer, gefolgt von dem Oberinſpector.

Die Jäger ſtanden unbeweglich; die Andern verbeugten ſich tief.

Der Regierungsrath war wirklich ein Herr von vornehmem Ausſehen, eine große ſtattliche Figur mit einer hohen Stirn, einem regelmäßig, etwas ariſtokratiſch geformten Geſicht, einem würdigen und zugleich höflichen, in dieſem Augenblicke höflich herablaſſenden Weſen. Er war noch ein junger Mann, vielleicht noch in der erſten Hälfte der dreißiger Jahre.

Der Domherr hatte ſich ihn genau betrachten müſſen; er konnte ſich keine Rechenſchaft darüber geben, warum. Der vornehme, höfliche, herablaſſende Mann ſchien ihm

nicht ſonderlich zu gefallen; warum, war ihm wohl gleichfalls nicht klar.

Der Regierungsrath blieb einen Augenblick im Flur ſtehen. Er ließ ſeinen Blick über ſeine ſämmtlichen Untergebenen ſchweifen, ſtreng; es war ein dienſtlicher Blick. Weniger ſtreng ſprach er:

„Ich hoffe, nein, ich bin überzeugt, daß jeder von Ihnen heute Nacht ſeine Schuldigkeit thun wird.“

Mit den Worten ſchritt er aus dem Flur zu ſeinem Wagen, der draußen vor der Thür hielt.

Sie folgten ihm alle.

Der Oberinſpector hob ihn unterthänig in den Wagen und mußte ſich zu ihm ſetzen.

Der Wagen fuhr raſch davon; die Andern folgten ihm zu Fuß, zu Pferde.

Der Domherr hatte ſtill zugeſchaut.

Als er ſich umwandte, ſtand die Kellnerin Henriette Brand vor ihm.

Sie zeigte eine ſo beſondere Unruhe.

„Was fehlt Ihnen, Kind?“ fragte ſie der Domherr.

„Die richten heute Nacht noch ein großes Unglück an“, antwortete ſie.

„Ja“, ſagte der Domherr, „Glück bringen die niemals mit ſich. Seltſame Dinge, unſere Staaten! Zum Schutze, zur Wohlfahrt der Menſchen, der ſogenannten

Unterthanen, wollen ſie da ſein, und ſie haben ſo viele Inſtitute und Organe, vor denen der Unterthan läuft, ſoweit er nur laufen kann, weil ſie ihm nichts als Unglück bringen. Aber haben Sie jetzt Zeit, Kind?

„Ich bin für heute frei.“

„So begleiten Sie mich, Abſchied zu nehmen.“

Sie gingen zur Laube.

Die Kellnerin nahm Abſchied von den beiden Frauen.

„Wir bleiben Freundinnen“, küßte Karoline Lohrmann das Mädchen. Der Onkel Florens hat es geſagt. Und wir werden uns öfter wiederſehen; hoffentlich in Freude, nicht in Leid. Und wer zuerſt Nachricht von der Armee bekommt, theilt ſie den Andern mit.“

Dann ſah auch ſie die Aengſtlichkeit der Kellnerin.

„Was haben Sie?“ fragte auch ſie.

„Der arme Bernhard, Mamſell!“

„Was iſt es mit ihm?“

„Er iſt mit den Schmugglern fort. Und kaum konnte er fort ſein, als ein Grenzbeamter in das Haus ſtürzte. Er hatte in der Nähe auf Wache geſtanden und den Zug der Schmuggler geſehen. Er brachte die Nachricht. Sie wurde dem Regierungsrath mitgetheilt. Ach, es ſchnitt mir in das Herz, wie das falſche Geſicht des vornehmen

Mannes triumphirte. Der arme Bernhard! Er glaubte sich so sicher, und kein Mensch kann ihn warnen."

„Hoffen wir, daß er unter Gottes Schutz stehe", sagte die Mamsell.

Die Bergchaise der Mamsell fuhr an dem Garten vor.

Sie gingen hin. Der Domherr stieg mit den beiden Frauen ein. Der Kellnerin wurde noch ein Lebewohl zugerufen. Sie fuhren fort.

Sie saßen still im Wagen.

Der Domherr brach zuerst das Schweigen.

„Der einfache Sinn ist doch immer der klarste", sagte er. „Ich sah es so oft an Dir, Karoline. Heute zeigte es mir die Kellnerin wieder. Da war der vornehme Regierungsrath aus Minden —"

Karoline Lohrmann fühlte ein Zucken neben sich; die Frau Mahler saß an ihrer Seite.

Der Domherr fuhr fort:

„Der Mann war eine so stattliche Figur, war ein schöner Mann, hatte etwas sehr Gewinnendes in seinem Wesen und wollte mir doch nicht gefallen, und ich wußte nicht, was es war. Da sagte es nachher die Kellnerin mit ein paar Worten: das falsche Gesicht des Mannes und der boshafte Triumph darin. Ja, ja, wohin der kommt, dahin bringt er kein Glück!"

Die Frau Mahler hatte sich in die Ecke des Wagens

Digitized by Google

gedrückt, daß Karoline Lohrmann das Beben ihrer Körpers nicht fühlen ſollte.

Karoline ſuchte das Geſpräch auf Anderes zu bringen. Oder war es nicht abſichtlich?

„Der arme Bernhard!“ ſagte ſie. „Wenn ihm nur kein Unglück zuſtößt!“

Der Domherr fragte, was es mit ihm ſei.

Karoline erzählte ihm.

Der Domherr fragte weiter nach dem Knaben und deſſen Verhältniſſen.

„Die Leute ſind arm“, erzählte Karoline weiter. „Der Mann gehörte früher zu den wohlhabendern Bauern in dem Dorfe Niederhelmern. Reiche Bauern wie in den andern Gegenden Weſtfalen's haben wir nicht. Wir ſind hier an der heſſiſchen Grenze. Er hatte früh geheirathet. Da wurden wir im Jahre 1803 preußiſch. Preußen hat immer viele Soldaten nöthig —“

„Oder auch nicht nöthig“, warf der Domherr hin.

Karoline fuhr fort:

„Das Erſte, was nach der Beſitznahme geſchah, war eine Soldatenaushebung. Auch der Bauer Henke wurde ausgehoben. Er mußte Frau und Kind verlaſſen. Die Frau war brav, aber ſie konnte die Wirthſchaft nicht bezwingen, wie es ſein mußte; die ſchweren preußiſchen Steuern kamen hinzu. Die Wirthſchaft ging zurück.

Nach drei Jahren kam zwar der Mann wieder. Er war aus der Schlacht von Jena weggelaufen mit ſeinem halben Regimente. Sie waren mehr vor den eigenen Offizieren und Unteroffizieren gelaufen als vor den Franzoſen. Er war gerannt ohne Aufenthalt bis zu ſeinem Hauſe. Aber ſeine Rückkehr war kein Glück; ſie war das wahre Unglück der Frau. Er kam betrunken zu Hauſe an; er iſt ſeitdem bis heute nicht wieder nüchtern geweſen. Er war unter den Soldaten völlig verwildert, unter den Menſchen, die gezwungen waren zu dienen, noch mehr unter all dem ſchlechten Geſindel, das in aller Welt ſich hatte anwerben laſſen. Er hatte Stockprügel erhalten, er hatte Spießruthen laufen müſſen. Es iſt nicht zu ſagen, was die unglückliche Frau in der Reihe von Jahren hat tragen und dulden müſſen. Ein jüngerer Bruder hatte ihr zuletzt beigeſtanden. Er wurde ihr im vorigen Jahre genommen; er wurde zur Landwehr eingezogen; er hat auch jetzt wieder mit nach Frankreich marſchiren müſſen. Ihr einziger Troſt war der Bernhard."

„Und", ſagte der Domherr, „nachdem ſie ihr die Stützen genommen hatten, nehmen ſie ihr jetzt auch den Troſt. Und während der arme Landwehrmann, der Bruder, dahinten von den Franzoſen ſich muß todtſchlagen laſſen, wird der Sohn hier wie ein wildes Thier zu Tode gehetzt. Das iſt der Dank für das Volk.

Es iſt die uralte Geſchichte, und das Volk bringt gehorſam und treu und willig immer wieder neue Opfer, um ſich den Dank von neuem zu holen!“

Sie hatten das Thal erreicht, in dem das Gut Ovelgönne lag. Sie waren ſchon eine Strecke weit hineingefahren, als der Kutſcher auf ſeinem niedrigen Bock, wie die Bergchaiſen ihn haben, ſich umwandte. Er war ein junger, gewandter Burſche.

„Mamſell“, ſagte er, es iſt ſo ſonderbar heute Abend im Thale. Ich habe ſchon ein paarmal einen einzelnen Menſchen ſeitwärts im Gebüſche geſehen. Die Leute ſchienen auf der Lauer zu ſtehen; ſie verbargen ſich, wenn der Wagen näher kam; war er vorbei, ſo kamen ſie halb hervor, um ihm nachzuſehen. In dieſem Augenblicke ſah ich wieder einen, und ich gewahrte deutlich, daß er ein Gewehr trug.“

Karoline Lohrmann erſchrak.

„Die Grenzjäger!“ ſagte ſie. „Bernhard's Verfolger! Aber wie käme er hierher? In das offene Thal?“

Auf einmal fiel ihr etwas ein.

„Er wäre noch nicht hier! Wir könnten ihn noch erwarten! Ich muß es.“

„Chriſtoph, halt!“ rief ſie dem Kutſcher zu.

„Was haſt Du vor?“ fragte der Domherr.

„Onkel Florens, an Dich habe ich eine Bitte. Ich

gehe mit Chriſtoph zurück; willſt Du ſo gütig ſein, unterdeß das Pferd zu halten?“

„Karoline, was fällt Dir ein?“

„Ich muß wahrhaftig, Onkel Florens.“

„Nein, Karoline, Du mußt nicht. Ich gehe für Dich mit dem Chriſtoph, der die Wege im Gebirge beſſer kennt als ich. Steige ab, Chriſtoph, und Du, Karoline, fahre nach Hauſe. Ich komme Dir zu Fuße nach; wir haben nicht weit mehr nach Ovelgönne.“

Karoline wollte Einwendungen machen.

Es kam anders, als ſie beide dachten.

Der Kutſcher hatte gehalten; er wollte abſteigen.

Man hörte plötzlich Schüſſe fallen, eine ganze Salve; einzelne folgten.

„Es iſt zu ſpät!“ rief Karoline.

„Die Hetze hat ſchon begonnen!“ ſagte der Dommherr.

Es war ſo. Und ſie ſollte fortgeſetzt werden.

Die Schüſſe waren tiefer hinten im Thale gefallen, nach Ovelgönne zu, aber ſeitwärts, dort, wo aus dem Thale eine Seitenſchlucht lief.

An dem Wagen vorüber rannten Menſchen nach der Gegend hin. Sie trugen Gewehre; es waren Grenzjäger; wohl dieſelben, an denen der Wagen vorbeigefahren war, als ſie in dem Gebüſch auf Wache ſtanden.

„Hin, hin! Ihnen nach!“ rief Karoline dem Kutſcher zu.

Der Wagen flog den Grenzjägern nach.

Einzelne Schüſſe fielen noch zur Seite.

Der Wagen kam ihnen näher.

Aus dem Gebüſche ſeitwärts kam ein Menſch hervorgeſtürzt.

Andere folgten ihm, verfolgten ihn.

„Hülfe!“ rief der Fliehende.

Er rief es wie in Todesangſt.

„Bernhard! Bernhard!“ ſchrie Karoline Lohrmann auf.

Sie ſprang aus dem Wagen in ſeinem vollen Laufe. Sie flog auf den Knaben zu.

„Hier, Bernhard, hier!“ rief ſie.

Die Verfolger waren keine zehn Schritte mehr von ihm.

Sie hatte ihn eher erreicht, er ſie.

Er lief mit ſeiner letzten Kraft.

Er ſchwankte, er war am Niederſinken.

Sie fing ihn auf; ſie ſchlug ihre beiden Arme um ihn. Sie hob ihn auf mit allem ſeinem Blute, das ihm den Körper ſchon bedeckte, das noch aus der verwundeten Schulter floß, mit ſeinem todbleichen Geſichte, mit ſeinen brechenden Augen. Er hatte ſie noch einen Augenblick damit anſehen können.

„Mamſell!“ hatte er noch ſagen können.

Dann war er zuſammengebrochen, dann hatten die

Digitized by Google

Augen ſich ihm geſchloſſen. Karoline Lohrmann trug ihn wie eine Leiche.

„Haben ſie Dich zu Tode gehetzt, Du armes Kind?“ ſagte ſie.

Sie trug ihn zu dem Wagen, der gehalten hatte.

Die beiden verfolgenden Grenzjäger waren herangekommen, wollten ſie aufhalten.

Der Domherr trat ihnen entgegen.

„Rühre einer ſie an!“

Er rief es ſo ſtolz, ſo befehlend; ſeine Augen flammten durch die Nacht.

Die Zollbeamten ſtanden verlegen.

Aber ſie erhielten Hülfe.

In einer Entfernung von hundert Schritten hielt ein zweiter Wagen. Von ihm her eilten mehrere Perſonen heran.

Ein großer, ſtattlicher Herr war an ihrer Spitze.

„Was gibt es hier?“ fragte er vornehm.

„Herr Regierungsrath“ wurde berichtet, „wir verfolgten einen Schmuggler. Er wurde uns hier entriſſen; er iſt dort in den Wagen gebracht. Man verweigert ſeine Herausgabe.“

„Wer darf ſich königlichen Beamten widerſetzen?“ ſagte der Regierungsrath ſtreng.

Er ging zu dem Wagen.

Karoline hatte den Knaben auf die Kiſſen des Wagens gelegt. Die Frau Mahler hatte ihr geholfen.

Da hatte die Frau die Stimme des Regierungsraths gehört.

Sie hatte einen Schrei der Angſt, des Entſetzens erſtickt. Sie war bleich wie der Knabe, den ſie wie eine Leiche hielt. Sie konnte ihn nur noch krampfhaft halten.

Sie gewann dennoch ihre Faſſung wieder.

„Meine Damen", trat der Regierungsrath mit ſtrenger Miene, ſeine Geſtalt höher aufrichtend, ſeinen Worten Nachdruck gebend, unmittelbar an den Wagen heran „meine Damen, ich bedaure, daß ich hier befehlend auftreten muß; mein Amt zwingt mich —"

Da ſah er die zweite der Frauen, die Frau Mahler.

Sie hatte ſich zuſammengenommen. Sie ſah ihn mit einem Blick unſaglichen Haſſes und tiefſter Verachtung an.

Dem Blicke begegnete der ſeinige.

Er flog von dem Wagen zurück, als ob ihn der Biß eines wilden Thieres getroffen habe. Er wollte ſich wieder aufraffen, zurückkehren; er vermochte es nicht.

„Fort!" rief er ſeinen Beamten zu. „Der Burſche iſt todt. Leichen verfolgen wir nicht."

Er entfernte ſich mit den ſämmtlichen Beamten.

Die Frau Mahler lag ohnmächtig neben dem Körper des Knaben, den der Regierungsrath eine Leiche genannt hatte.

„Vorwärts, Christoph!“ rief der Domnherr dem Kutscher zu. „In zehn Minuten müssen wir in Ovelgönne sein.“

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Studentengeſchichten.

Die Univerſität Göttingen ſtand im Sommer des Jahres 1816 in beſonderer Blüte. Sie hatte gerade damals bedeutende Lehrer in den meiſten Fächern der Wiſſenſchaft und gewährte den jungen Leuten, die ſie beſuchten, vor andern deutſchen Univerſitäten die meiſten akademiſchen Freiheiten. So fanden ſich auf ihr in ſehr großer Anzahl namentlich auch diejenigen zum Theil ſchon gereiftern jungen Männer zuſammen, die in den Jahren 1813 bis 1815 die Freiheitskriege mitgemacht hatten und nach deren Beendigung die lange unterbrochenen und verſäumten Studien mit um ſo größerem Eifer nachzuholen ſuchten, dabei aber auch von der einen Seite keiner pedantiſchen Schuldisciplin und von der andern nicht dem noch engherzigern Burſchenpennalismus ſich unterwerfen wollten. Beſonders waren viele Preußen da. Man

ſah zu jener Zeit in Göttingen mehr Bart als Flaum, mehr Narben, die in der Feldſchlacht, als die auf dem Paukboden eingezeichnet waren; man ſah mehr männlichen Ernſt als burſchikoſe Wichtigkeit; man ſah manche mit Orden und Kriegsmedaillen geſchmückte Bruſt; man ſah nicht minder manche Offiziers- oder Freiwilligenuniform, oder irgend ein Stück davon, die Beinkleider, den Rock, die Feldmütze. Und dieſe Uniformſtücke ſah man nicht als Schmuck oder Zierrath!

Wie viele Tauſende von jungen Männern, die in der Begeiſterung jener Zeit für das Vaterland ihren Beruf, ihre Studien, ihre Kunſt, ihr Gewerbe, ihr Handwerk verlaſſen hatten und in den Krieg gezogen waren, hatten zugleich den Reſt ihres eigenen geringen oder des Vermögens ihrer Aeltern zugeſetzt, um ſich ſelbſt Uniform, Wehr und Waffen anzuſchaffen und während der theuren Kriegszeit ſelbſt für ihren Unterhalt zu ſorgen. Der Staat hätte es nicht gekonnt, namentlich der preußiſche Staat hätte es nicht gekonnt. Da war nach Beendigung der Kriege Mancher nackt und bloß und mußte von vorn wieder anfangen, um ſich etwas zu verdienen, oder die Verwandten brachten die letzten Thaler zuſammen, damit ein Geſchäft wieder begonnen, die Studien wieder aufgenommen werden konnten. Und da that denn auch auf der Univerſität das alte Soldatenkleid dieſelben Dienſte

wie ein neuer Bürgerrock ſie gethan haben würde, wenn er hätte angeſchafft werden können.

Zur Schande gereichte es wahrlich nicht und zum Eifer im Studiren konnte es nur anſpornen. Es war ja eine fortwährende lebendige Erinnerung an das, was den jugendlichen Kämpfern in Ausſicht ſtand oder was ihnen wenigſtens in Ausſicht geſtellt war. Je weniger der Staat hatte bieten und gewähren können, deſto mehr war ihnen verſprochen worden. Alle, die dem Rufe für König und Vaterland gefolgt waren, die an den glorreichen Kämpfen Theil genommen, ihr Blut verſpritzt, ihr Vermögen, ihre Exiſtenz geopfert hatten für die Rettung der Throne, für die Befreiung des Vaterlandes, alle ſollten künftig und ſo bald wie möglich den reichſten Erſatz empfangen, und namentlich ſollten diejenigen, welche den Studien obgelegen hatten oder obliegen würden, die nächſten und vorzüglichſten Anſprüche auf Beförderung im Dienſte des Staates haben. Das war ihnen verſprochen, feierlich, öffentlich, wiederholt, und die Jugend glaubt an Verſprechungen und auch und ganz beſonders an Verſprechungen in der Noth.

Es war in der Mitte des Monats Juni des gedachten Jahres 1816, als des Morgens etwa gegen acht Uhr in einem Zimmer an der Weender Straße zu Göttingen ein Student bequem auf dem Sopha mehr lag als ſaß

und zu ſeinem Morgenkaffee aus ſeiner langen Pfeife rauchte. So lagen freilich zu derſelben Zeit und an derſelben Straße wohl Hunderte von Studenten auf ihren Sophas.

Es war auch ein gewöhnliches Studentenzimmer mit einem Sopha, einem halben Dutzend Stühlen, zwei Tiſchen, einem Secretär und einer Kommode, mit einer langen Reihe langer und lang bequaſteter Pfeifen an der einen und einem halben Dutzend Rappieren nebſt Fechthandſchuhen, ſowie mit drei oder vier Paar Piſtolen an der andern und wenigen Büchern an der dritten Wand. Es war aber doch Alles, was man ſah, von einer Solidität und gar Eleganz, wie man ſie in den gewöhnlichen Studentenſtuben auf deutſchen Univerſitäten, auch in Göttingen, eben nicht findet. Der Bewohner des Zimmers mußte zu den vornehmern und reichern Studenten Göttingens gehören.

Den Eindruck machte auch ſeine Perſönlichkeit.

Die hohe, ſchlanke Geſtalt zeigte auch in der bequemen, nachläſſigen Lage auf dem Sopha eine ungenirte Vornehmheit, die aber um ſo weniger der Anmuth entbehrte, als ſie eine unbewußte zu ſein ſchien; ſie mußte alſo eine, wie man ſagt, angeborene ſein, was heißen ſoll: eine von früheſter Kindheit an anerzogene. Das ſchöne Geſicht des jungen Mannes hatte jenen ariſtokratiſchen

Schnitt, den man ſofort als den einer alten vornehmen Familie erkennt, die ſeit Jahrhunderten mit großer Sorgfalt von jedem nicht ariſtokratiſchen Elemente ſich rein gehalten hat.

Der junge Mann war bis auf den Studentenrock völlig angekleidet. Anſtatt deſſen trug er einen weiten geblumten Schlafrock, der von ſo feinem, geſchmackvollem und reichem Zeuge war, daß eine Dame davon einen Shawl hätte tragen können. Der Feinheit des Schlafrocks entſprach die übrige Kleidung; die Stiefel, keine Studentenkanonen, waren mit kleinen, zierlich gearbeiteten ſilbernen Sporen verſehen.

Die Kleidung zeigte überhaupt nicht den gewöhnlichen ſtudentiſchen Charakter, wie denn auch der junge Mann, wenn man ihn genauer anſah, wohl nur zur Hälfte als Student erſchien. Was es zur andern Hälfte ſei, hätte man wohl ſchwer errathen mögen; vielleicht hätte man es ſoldatiſch nennen können; ein Edelmann, und vielleicht der junge Mann ſelbſt, hätte ſicher geſagt: es iſt eben edelmänniſch, adlig, und zwar nicht blos halb, ſondern ganz, ganz und gar.

Der junge Student war nicht allein mit Rauchen und Kaffeetrinken beſchäftigt. Er warf dann und wann einen Blick in eine Zeitung, die vor ihm auf dem Tiſche lag, ſah dann freilich wieder in die feinen blauen Wölkchen,

die er aus ſeiner Pfeife blies, und dann wohl auch durch dieſe hindurch und durch das Fenſter, aber nicht um am Himmel andere blaue Wolken zu ſuchen. Am Ende ſuchte ſein Blick wohl gar nichts, und doch traf er auf etwas, was einen jungen Studenten wohl intereſſiren konnte.

Gerade ſeiner Wohnung gegenüber lag auf der andern Seite der Weender Straße gleichfalls ein hübſches Haus, das nur vornehme Quartiere haben mußte. In dieſem ſtand ein Fenſter offen, und in dem offenen Fenſter zeigte ſich eine ſchwarze Sammtmaske, und die ſchwarze Maske verbarg kein Studentengeſicht. Ein feiner Kaſchmirſhawl, doch wohl feiner und theurer als der geblumte Warſchauer Schlafrock des Studenten, umhüllte kokett, alſo mehr andeutend als verbergend, eine reizende Büſte und ſchmiegte ſich eng an die zierlichſte Taille an.

Und dazu die ſchwarze Maske?

Der junge Student ſah ohne Intereſſe hin, mit einer großen Gleichgültigkeit ſogar; es war eine eigenthümliche träge Bequemlichkeit; Blaſirtheit konnte man ſie trotz alledem nicht nennen.

Kaum eine halbe Minute lang widmete er der maskirten Dame ſeine Aufmerkſamkeit, wie ſie ſich halb in das Fenſter hineinlegte, wie die Maske ſich nach rechts und nach links bog, als ob ſie die Straße hinauf und

hinab ſchaue. Dann ſchweifte ſein Blick anderswohin als ob er den allergleichgültigſten Gegenſtand von der Welt geſehen habe.

Gleich darauf zuckte die ſchwarze Maske auf, wie heftig, ärgerlich, zornig. Hatten ihre Augen, als ſie die Straße auf und ab zu blicken ſchienen, nur nach dem Studenten hingeſchielt und war der Zorn über die entſetzliche Gleichgültigkeit deſſelben in ihr entbrannt? In dem offenen Fenſter blieb ſie dennoch.

Der Student ſah nicht wieder nach ihr hin. Er wurde auch bald anderweit in Anſpruch genommen.

Die Thür ſeines Zimmers öffnete ſich und ein hübſches junges Mädchen trat ein.

Es war ſeine Aufwärterin, aber keine Dienſtmagd des Hauſes; es war die Tochter der Wirthin. Seine Wirthin war wohl eine arme Kaufmanns-, Predigers-, Beamten- oder auch Handwerkerswittwe, die früher, als der Mann noch lebte, beſſere Tage geſehen hatte und jetzt ſich und ihre Familie dadurch ernährte, daß ſie ein Quartier gemiethet hatte und Stuben an Studenten vermiethete. Da war in der kleinen und ſparſamen Haushaltung an eine Magd nicht zu denken; die Frau, die Wirthin ſelbſt bediente die Studenten; die Tochter hatte vielleicht ſchon vom dreizehnten Jahre an geholfen und vertrat nachher ganz die Mutter.

Man findet dergleichen Zuſtände und Verhältniſſe häufig in den deutſchen Univerſitätsſtädten, und nebenbei bemerkt, knüpfen ſich darin und dadurch manche Verbindungen an, die ſpäter zu glücklichen Ehen werden. Zugleich ein Beweis, daß ſie die Sittlichkeit nicht beeinträchtigen. Ausnahmen gibt es überall in der Welt.

Das junge Mädchen ſah nach dem Kaffeetiſch des Studenten.

„Entſchuldigen Sie, Herr Baron“, ſagte ſie dann, „ich wollte nur ſehen, ob ich abräumen könnte.“

„In einer Viertelſtunde!“ ſagte der Student kurz und wie zerſtreut.

„Uebereilen Sie ſich meinetwegen ja nicht, Herr Baron.“

Damit ging ſie aber nicht. Sie trat vielmehr an das Fenſter und ordnete dort an den Vorhängen. Oder ſie ordnete auch nicht und hatte wohl nur nach einem Vorwand für Anderes geſucht, wie vielleicht auch das Abräumen des Kaffeetiſches nur ein Vorwand geweſen war.

„Da iſt die häßliche ſchwarze Maske wieder!“ ſagte ſie.

Sie hatte es nicht für ſich geſagt. Der Student antwortete ihr nicht. Sie fuhr fort:

„Und welch ein Zieraffe die Perſon iſt! Wie ſie

ſich dreht und wendet, daß man nach ihr ſehen ſoll, und wie ſie die Augen unter der Maske verdrehen mag, wenn ſich kein Menſch um ſie kümmern will!“

„Mamſell Gretchen“, ſagte der Student, „wer das gewahrt, hat ſich um ſie gekümmert!“

Mamſell Gretchen wurde roth; aber ſie war um ſo eifriger geworden.

„Und wie häßlich ſie ſein muß! Warum würde ſie ſonſt die garſtige Maske tragen? Aber wie ſolch eine häßliche Perſon ſich noch überhaupt zeigen kann? Was ſie ſich nur dabei denken mag? Wenn ſie auch die runden weißen Schultern zur Schau tragen kann und mit der feinen Taille kokettirt, zuletzt will man doch das Geſicht ſehen; und wenn ſie dann die Maske abnehmen muß, oder wenn ſie ihr mit Gewalt abgenommen wird, und es kommt noch etwas Häßlicheres zu Tage als die die häßliche ſchwarze Larve ſelbſt, ein von Blattern zerriſſenes Geſicht, oder ein Geſicht ohne Naſe, oder gar ein Todtenkopf, und der Anbeter fliegt entſetzt, mit Abſcheu zurück und läuft und eilt, ſo ſchnell und ſoweit er kann — was hat ſie dann, was will ſie dann noch?“

Der Student hatte mit keinem Worte und mit keiner Bewegung ſeine hübſche Aufwärterin unterbrochen; er hatte ſich nur bequemer in ſein Sopha zurückgelegt und ſchien behaglicher zu rauchen als vorher. Vielleicht

trugen die eifrigen Worte der Aufwärterin zu seiner Behaglichkeit bei.

Seine Ruhe störte ihren Eifer nicht.

„Und jedenfalls ist sie eine zweideutige Person, eine Abenteurerin, die es hier auf Jemand abgesehen hat, und man braucht auch nicht lange zu rathen, um zu wissen, auf wen. Sie ist nun vier Tage, ja, heute gerade den vierten Tag da drüben, und sie hat in der ganzen Zeit noch keinen Fuß aus dem Hause, nicht einmal aus ihrem Zimmer gesetzt; und sie ist den ganzen Tag allein mit ihrer Kammerjungfer, eigentlich auch ohne diese; denn die Jungfer darf nur zu ihr kommen, wenn sie klingelt, und muß sonst von früh bis abends in ihrem Hinterstübchen sitzen —"

Der Student unterbrach das Mädchen doch endlich.

„Sie haben genaue Nachrichten, Mamsell Gretchen", warf er hin.

Mamsell Gretchen wurde noch eifriger.

„Ja, Herr Baron, die habe ich, und die ganze Nachbarschaft hat sie. Wie wäre das auch anders möglich, da man die schwarze Maske immer und immer wieder an dem Fenster sieht? Und in der ganzen Weender Straße mag vielleicht nur ein einziger Mensch nichts von ihr wissen und —"

Studenten an, als ob ſie wieder eine Unterbrechung von ihm erwarte.

„Und der einzige Menſch bin ich?“ ſollte er wohl ſagen.

Er ſchwieg aber, und ſie mußte das ſelbſt ſagen, aber noch nicht ſogleich.

„Und dieſer einzige Menſch“, fuhr ſie fort, „iſt gerade derjenige, gegen den ihre Pläne gerichtet ſind, mit dem ſie anbinden möchte, und der —“

Sie ſah wieder den Studenten an, und der Student ſprach wieder nicht, und ſie ſagte nun:

„Und der ſind Sie, Herr Baron!“

Damit ſchwieg ſie und blickte den Studenten an, um zu ſehen, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn machten.

Er blieb aber in ſeiner Lage und bei ſeinem Rauchen; doch ſprach er:

„Mamſell Gretchen, warum ſagten Sie mir das Alles?“

Der Student und ſeine Aufwärterin kannten einander gewiß. Die Studenten und ihre Aufwärterinnen pflegen ſchon in den erſten Wochen ihres Beiſammenſeins genaue Bekannte zu ſein. Die phlegmatiſche Frage des jungen Mannes ließ ſie doch faſt erſtarren; aber nur einen Augenblick ſtand ſie regungslos; dann ſchoß ihr plötzlich dunkle Röthe in das hübſche Geſichtchen, und in ihre

Augen ſchien etwas Anderes zu ſchießen, und ohne ein Wort zu ſagen und ohne ſich nach dem Studenten umzublicken, verließ ſie raſch das Zimmer.

Der Student ſah ihr eine Sekunde lang wie verwundert nach; dann hatte ſein Geſicht wieder den Ausdruck der Gleichgültigkeit, und man glaubte darin zu leſen: Sie iſt ein junges Ding, und junge Dinger haben oft allerlei Einfälle.

Vielleicht hatte er nicht einmal ſo viele Worte für den Gedanken.

Die Aufwärterin war ein noch junges Ding. Sie mochte kaum ſechzehn oder ſiebzehn Jahre zählen.

Der Student wollte wieder nach ſeiner Zeitung langen. Nach der ſchwarzen Maske ſah er nicht wieder hinüber. Sie war ihm alſo durch das Geſpräch der Aufwärterin nicht intereſſanter geworden.

Es iſt eine eigene Sache um die Pſychologie!

Der Student kam auch nicht wieder zum Leſen der Zeitung.

Die Thür des Zimmers öffnete ſich wieder.

Diesmal trat ein Student ein.

An der Farbe des Bandes, das er über der Bruſt trug, ſah man, daß er zu der Verbindung der Kurländer, zur Kuronia gehörte. Er mußte ein Fuchs der Verbindung ſein.

„Bocholtz läßt Ihnen ſagen", ſprach er meldend, „daß er leider wieder recht unwohl geworden iſt; er kann Ihnen daher heute nicht ſecundiren und fragt Sie, ob Sie die Paukerei nicht bis morgen aufſchieben könnten."

Der Student, an den die Worte gerichtet waren, nahm ſie mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe auf.

„Wenn ich es nicht könnte?" fragte er.

„So wird Ihnen Rurik ſekundiren. Aber Bocholtz möchte gern ſelbſt Ihr Secundant ſein."

Der Andere ſann einen kurzen Augenblick nach.

„Es muß heute ſein", ſagte er dann. „Ich bitte Rurik, in einer halben Stunde hier zu ſein. Der Wagen fährt hier vor. Bocholtz ſpreche ich ſpäter."

Der Fuchs ging.

Der Andere wollte wieder nach der Zeitung langen.

Die Thür wurde nochmals geöffnet; die Aufwärterin trat wieder ein.

Sie ſah etwas blaß aus.

„Herr Baron, ein Herr wünſcht Sie zu ſprechen."

„Wer?"

„Er wollte ſich nicht nennen."

„Sein Ausſehen?"

„Ein alter Herr. Ein Fremder, wie es ſchien."

Der Student wollte wohl ſagen, daß er nicht zu Hauſe ſei.

Die Thür wurde geöffnet. Der alte Herr, der ſich hatte anmelden laſſen, trat ein. Er war wohl weniger phlegmatiſch als der junge Student.

„Guten Morgen, Gisbert!“

„Guten Morgen, Onkel Florens!“

Die Aufwärterin verließ das Zimmer.

Onkel und Neffe reichten ſich die Hand.

„Woher kommſt Du, Onkel?“ fragte der Neffe.

„Von dahinten, aus den Sandwüſten unſeres neuen Vaterlandes.“

„Aus Berlin?“

Der Domherr antwortete nicht. Er hatte ſich in dem Zimmer umgeſehen, als wenn er etwas ſuche.

„Iſt Gisbertine hier?“ fragte er auf einmal.

„Gisbertine?“ rief der junge Freiherr.

Die plötzliche Frage ſchien doch ſeinem Phlegma oder ſeiner Ruhe einen kleinen Stoß verſetzt zu haben.

„Sie iſt fort“, ſagte der Domherr.

„Das heißt, Onkel?“

„Das heißt, ſie hat vor vierzehn Tagen plötzlich ihren Onkel Steinau verlaſſen, nachdem ſie ihm ein Zettelchen geſchrieben, worin ſie ihm mittheilt, es gefalle ihr, eine Reiſe zu machen; er werde bald weitere Nachricht von ihr erhalten; woher, könne ſie noch nicht ſagen. Den Zettel bekam der General natürlich erſt, als ſie fort war.

Und als ſie fort war, war ſie ſpurlos verſchwunden. Dame Gisbertine war wieder einmal recht in ihrem Genre. Der General ſchrieb mir ſofort, ob ich nichts von ihr wiſſe. Ich reiſte zuerſt zu ihm, um mich näher zu erkundigen; vielleicht war ſie auch ſchon wieder da. Aber ſie war und blieb fort, und ich dachte an Dich und hier bin ich. Aber warum hörſt Du mich nicht an? Was ſtarrſt Du nach dem Fenſter drüben?"

Der junge Freiherr Gisbert von Aſchen war ſchon ſeit einer Weile an das Fenſter getreten und blickte unverwandt nach dem Fenſter der ſchwarzen Maske; von den Worten des Onkels mochte er dabei allerdings keins verloren haben. Auf die Frage des Domherrn antwortete er:

„Drüben iſt eine ſchwarze Maske, Onkel."

„Was geht ſie mich an?"

„Seit vier oder fünf Tagen."

Der Domherr war aufmerkſam geworden.

„Eine Dame?"

„Ja."

„Alle Wetter und Hagel!"

Er ſprang an das Fenſter.

„Man ſieht ja nichts."

„Ja, weil Du da biſt, Onkel!"

Der Domherr wurde ärgerlich.

„Zum Teufel, träger Burſche, erzähle. Thu Deinen Mund auf. Wie kann man mit Deiner Natur der Mann Gisbertinens ſein?“

Der junge Mann mußte ſich doch bequemen, ausführlicher zu ſprechen. Er that es freilich nur in ſeiner Weiſe und nachdem er vorher tief aufgeſeufzt hatte. Der Seufzer konnte auch ſeiner Frau und ſeiner Ehe gelten.

„Nun“, ſagte er, „ſeit vier Tagen wohnt drüben allein mit einer Kammerjungfer eine fremde Dame, die ſich nur mit einer ſchwarzen Maske vor dem Geſicht ſehen läßt. So ſieht man ſie freilich häufig genug am Fenſter; auch vorhin noch, ehe Du da warſt. Seit Deinem Hierſein aber zieht ſie ſich hinter die Fenſtervorhänge zurück, und jetzt iſt ſie ganz verſchwunden.“

„Und Du meinſt, Burſche“, fragte der Domherr, „es ſei Gisbertine?“

„Deine Worte brachten mich darauf.“

„Wahrhaftig, es ſähe ihr ähnlich. Iſt ſie hübſch? Ich meine das Andere, außer dem Geſicht.“

„Ich habe ſo recht nicht danach geſehen.“

„Das ſieht wieder Dir ähnlich.“

Auf weitere Erörterungen ließ der Domherr, der Mann der raſchen Entſchlüſſe, ſich nicht ein.

„Ich muß mich überzeugen“, ſagte er. „In zehn Minuten bin ich wieder hier. Oder willſt Du mich begleiten?“

Der Antrag kam dem jungen Freiherrn unerwartet. Er mußte ſich beſinnen.

„Nein", ſagte er dann doch.

„Du vergibſt Dir nichts dadurch, Gisbert."

„Ich weiß es, aber —"

„Aber?"

„Ich habe keine Zeit."

„Du biſt ein Narr!"

Damit ging der Domherr.

Gisbert blieb am Fenſter ſtehen und ſah auf die Straße hinunter. Der Domherr ging quer über die Straße in das gegenüberliegende Haus. An den Fenſtern, der ſchwarzen Maske war nichts zu ſehen. Der junge Freiherr ſtand in tiefen Gedanken. Er wurde geſtört.

Die Thür ſeines Zimmers hatte ſich leiſe geöffnet; ein leiſer, langſamer, zögernder Schritt näherte ſich ihm. Er ſah ſich um.

Seine Aufwärterin, Mamſell Gretchen, ſtand neben ihm. Sie ſah ſehr bleich, ängſtlich, faſt verſtört aus.

„Was haben Sie, Gretchen?" mußte er ſie fragen.

„Herr Baron, iſt es wahr?" ſagte ſie ſtockend.

„Was ſoll wahr ſein?"

Daß Sie ſich ſchlagen wollen? Der Stiefelwichſer, ſagte es mir ſo eben."

Der junge Freiherr ſchien auf einmal tiefer als wohl

ſonſt in das hübſche und ſo bleiche und ängſtliche Geſicht des ſechzehnjährigen Mädchens zu blicken.

„Und er ſagte mir auch", fuhr das Mädchen fort, „daß Ihr Gegner der beſte Schläger in ganz Göttingen ſei, und daß Sie etwas Tüchtiges abbekommen würden, und ich —"

„Und Sie, Gretchen?"

„Ich habe ſolche Angſt für Sie, Herr Baron."

„Gutes Gretchen!" ſagte der Freiherr, und er nahm ihre Hand, ſah ihr liebevoll in das blaſſe Geſicht und fuhr fort:

„Sieh mich an, liebes Gretchen. Habe ich Angſt?"

Sie ſah ihm voll in das Geſicht und ihre Augen wurden ihr feucht und ſie ſagte:

„Ja, Sie auch! Die Herren Studenten haben niemals Furcht, und da geht es denn auch, wie es geht —"

Drüben wurde heftig das Fenſter der ſchwarzen Maske zugeſchlagen.

Der Freiherr und ſeine Aufwärterin fuhren erſchrocken auseinander wie zwei böſe Gewiſſen.

Dann mußten beide unwillkürlich nach dem klirrenden

Digitized by Google

Durch Gretchen's hübſches Geſicht zog etwas wie ein Triumph.

„Die häßliche Perſon iſt eiferſüchtig auf mich!“

Der junge Freiherr ſtand in einer gewiſſen zweifelhaften Verlegenheit.

Unten auf der Straße fuhr ein Wagen an dem Hauſe vor.

Raſche Schritte kamen die Treppe herauf.

Zwei Studenten traten eilig in das Zimmer.

„Biſt Du fertig, Aſchen?“

„Auf der Stelle!“

Gretchen war wieder bleich geworden.

„Er muß ſich doch ſchlagen!“

Mit dem Seufzer verließ ſie das Zimmer.

Der junge Freiherr war in ſein Schlafkabinet gegangen und kam angekleidet zurück.

„Gehen wir!“

Sie wollten gehen.

In der Thür begegnete ihnen der Domherr.

Er ſah die drei eiligen jungen Männer. Sie ſahen erregt aus. Unten war er auf den Wagen geſtoßen. Der geiſtliche Herr war in ſeinen jungen Jahren ſelbſt Student geweſen. Eine Ahnung ſtieg in ihm auf.

Digitized by Google

„Und drüben?“ fragte der Freiherr.

„Man nehme keine Beſuche an. Ich ließ meinen Namen hineinſagen. Man kenne mich nicht.“

„So war es auch wohl, Onkel Florens. Bleibſt Du lange hier, Onkel?

„Bis morgen.“

„So ſehen wir uns noch.“

„Ich hoffe, trotz Deiner Narrheit.“

„Es iſt keine Narrheit, Onkel.“

„Meinetwegen.“

„Adieu, Onkel.“

„Adieu!“

Sie hatten mit einander geſprochen, während ſie die Treppe hinuntergingen.

Draußen ſtiegen die drei Studenten in den Wagen, der raſch mit ihnen fortfuhr, nach dem Weender Thore hin.

Der Domherr ſchaute dem Neffen noch eine Weile nach, warf dann den Blick zu dem Fenſter der ſchwarzen Maske hinauf, ſah dort nichts und ging rechts die Straße entlang in die Stadt hinein, indem er für ſich ſprach:

„Viel Narrheit in der Welt!“

Nachdem der Student Freiherr Gisbert von Aſchen mit den andern Studenten und ſeinem Onkel ſich entfernt hatte, kehrte Gretchen, die hübſche Aufwärterin, in das Zimmer zurück, um darin aufzuräumen und zu

ſäubern. Viel Arbeit fand ſie nicht. Schien auch der junge weſtfäliſche Freiherr zu den bequemen Menſchen zu gehören, ein unordentlicher ſchien er nicht zu ſein, nicht einmal ein unordentlicher Student. Das Mädchen war bald fertig, ſie war freilich auch flink und lag ohne Unterbrechung der Arbeit ob, wenngleich es ihr nicht leicht werden mochte. Ihr bekümmertes Geſichtchen zeigte, wie ſchwer ihr das Herz war, und wenn ſie den geblumten Schlafrock des Studenten an die Wand hing und die Kiſſen des Sophas, auf dem er geſeſſen, wieder zurecht legte, oder die Zeitung, in der er geleſen, zuſammenfaltete, man hörte es dem Seufzer ihrer Bruſt, man ſah es ihrem träumeriſchen Auge an, wie gern ſie nur den Träumen ihres Herzens hätte Gehör geben mögen. Aber ſie durfte es nicht; ſie hatte noch in andern Studentenzimmern aufzuräumen und ihre Mutter mochte wohl nicht zu den geduldigen Müttern gehören. An dem Fenſter mußte ſie doch ein paar Augenblicke ſtehen bleiben. Der junge Baron hatte ſie dort „liebes Gretchen" und Du genannt, und ſie hatte ihm in das Geſicht ſehen müſſen, und er hatte ſie ſo innig wieder angeblickt und ihr die Hand gegeben, und über das Alles waren ihr die Thränen in die Augen getreten, und ſie hatte ſich doch ſo glücklich gefühlt und dann ſo triumphirend zu der eiferſüchtigen ſchwarzen Maske hinüber-

ſchauen können. Nach der ſchwarzen Maske mußte ſie wieder hinüberblicken. Sie ſah ſie nicht; das Fenſter drüben war verſchloſſen und nichts dahinter zu ſehen.

Aber hinter dem Mädchen öffnete ſich leiſe die Thür, und als Gretchen ſich umwandte, ſtand die ſchwarze Maske vor ihr.

Die Aufwärterin erſchrak heftig.

Die ſchwarze Maske aber war eine zierliche, reizende, ſchlanke, reich gekleidete Frauengeſtalt von vornehmer, ſtolzer Haltung.

Sie war an der Thür ſtehen geblieben. Man gewahrte trotz der Larve, wie ſie in dem Gemache nach allen Seiten ſich umſah. Dann erſt ſchien ſie von dem erſchrockenen Mädchen Notiz zu nehmen. Sie trat raſch auf daſſelbe zu.

„Wie heißt der Student, der dieſes Zimmer bewohnt?“

Der Ton ihrer Stimme war befehlend.

Er ſchüchterte die Aufwärterin noch mehr ein. Es wurde ihr unheimlich bei der Fremden, deren Geſicht ſie nicht ſah, die mit der raſchen, heftigen Bewegung dicht an ſie herangetreten war; ſie glaubte zu fühlen, wie ſie von den Augen geſtochen werde, die ſie nicht ſehen konnte. Sie hätte um Hülfe rufen mögen.

Digitized by Google

„Wie lange wohnt er hier?“

„Seit Michaelis vorigen Jahres.“

„Immer in dieſem Quartier?“

„Ja.“

„Und Sie war immer ſeine Aufwärterin?“

„Gewiß“, antwortete Gretchen, als ob ſich das von ſelbſt verſtehe.

Die Fremde machte, wie unwillkürlich, eine Bewegung.

„Wohin fuhr der Baron vorhin?“ fragte ſie dann.

Gretchen hatte begonnen ſich von ihrem erſten Schreck zu erholen. Die Frage der Dame betraf zudem ein Geheimniß des Studenten.

„Der Herr Baron hat es mir nicht geſagt“, antwortete ſie.

„Aber Sie weiß es dennoch; ich ſehe es Ihr an!“ rief die Maske.

Sie rief es heftiger, gebieteriſcher.

Die Aufwärterin faßte ſich ganz. Was hatte die Fremde ihr zu befehlen?

„Und wenn ich es wüßte“, ſagte ſie, „was für ein Recht hätten Sie, mich danach zu fragen?“

„Was für ein Recht?“ fuhr die Fremde auf.

Aber ſie beſann ſich.

„Der Herr von Aſchen duellirt ſich?“ fragte ſie.

Die Aufwärterin antwortete nicht.

„Sagen Sie es mir", bat die Fremde.

Ihre Stimme ſchien zu zittern.

„Ich glaube es", antwortete Gretchen, und auch ihre Stimme zitterte.

Die Fremde wollte wohl wieder auffahren. Wie konnte eine Aufwärterin ſich herausnehmen, für den Freiherrn, für den Mann zu zittern, für den ihr Herz bebte? Sie mäßigte ſich.

„Wiſſen Sie Näheres über das Duell?" fragte ſie.

„Gar nichts", war die Antwort. „Ich habe es nur errathen wie Sie."

„Wie Sie!" Die Fremde mußte ſich noch einmal zuſammennehmen.

„Hat dieſes Haus einen Eingang auf der Rückſeite?" fragte ſie.

„Nein."

Dann wollte ſie gehen.

Aber Gretchen hatte noch eine Frage an ſie.

„Darf ich dem Herrn Baron ſagen, daß die Dame hier war?"

„Meinetwegen!"

Die Dame ging.

An demſelben Tage ſaß an der Mittagstafel des Gaſthofs zum König von England in Göttingen eine große Geſellſchaft. Es war freilich nur die gewöhnliche Tiſchgeſellſchaft des damals erſten und beſuchteſten Gaſthofs der berühmten Univerſitätsſtadt. Sie beſtand aus Reiſenden, höhern Beamten der Stadt und Studirenden. Von Studenten konnten aber nur die reichern den Mittagstiſch des theuren Gaſthofs „erſchwingen".

Eine Gruppe von Studirenden ſaß an einem Ende der Tafel beiſammen. Es waren junge Männer, die zwar von mannichfach verſchiedenem Alter waren — einige zählten vielleicht kaum achtzehn Jahre, während andere ſchon vier- oder fünfundzwanzig zurückgelegt haben konnten — aber allen war ein gewiſſes klares und ſicheres Selbſtbewußtſein gemeinſam, und dieſes Selbſtbewußtſein war nicht das gewöhnliche ſtudentiſche. Sie hatten auch wohl den andern Grund, auf dem es beruhte, mit einander gemein. Und dieſer war?

Sie tranken aus grünen Römern goldenen Rheinwein.

„Heute vor'm Jahre!" ſtießen ſie an. „Der achtzehnte Juni und die Landwehr!"

„Möge all das edle Blut, das damals vergoſſen wurde, nicht umſonſt gefloſſen ſein!"

„Nicht umſonſt für Deutſchlands Ehre!"

umſonſt für Deutſchlands Einheit!"

Digitized by Google

„Und vor allem nicht umſonſt für des deutſchen Volkes Freiheit!“

Einer der jüngſten von ihnen rief es.

Seine Bruſt zierte das eiſerne Kreuz.

Auch noch andere unter ihnen trugen dieſes Zeichen des in den Freiheitskriegen vor dem Feinde bewieſenen Muthes.

Alle waren ſie Kämpfer aus dieſen Kriegen; ihre Studien hatten ſie in Göttingen wieder zuſammengeführt.

Sie feierten den Jahrestag der Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance. Sie feierten ihn als Landwehrmänner, die an jenem Tage mitgekämpft hatten.

Ihre Toaſte waren an andern Stellen der Tafel aufgefallen. Die Beamten ſteckten die Köpfe zuſammen.

Als von der Freiheit des deutſchen Volkes die Rede war, blickte einer der Reiſenden ſich ſcheu um, als wenn er den ſehen wolle, der es gewagt habe, einen ſolchen Toaſt auszubringen.

Der Wirth trat zu den Studenten.

„Meine Herren“, ſagte er leiſe, „erlauben Sie, daß ich Sie warne.“

„Warnen? Wovor?“

„Sie haben doch ſchon von Demagogenfängern gehört?“

Digitized by Google

„Teufel, ja! Sie werden von Berlin aus in die Welt geſchickt.“

„Beſonders zu den deutſchen Univerſitäten.“

„Richtig! Und wenn ich nicht irre, ſitzt einer von ihnen hier am Tiſche, dort zwiſchen den Reiſenden; der kleine graue Mann im braunen Rock. Er kam geſtern Abend an; ſein ſcheues, ſpionirendes Weſen fiel mir gleich auf, und wir Gaſtwirthe haben Erfahrung in ſolchen Dingen.“

„Aber warnen?“ rief der junge Mann, der den Toaſt auf die Freiheit des deutſchen Volkes ausgebracht hatte. „Wären wir denn ſchon ſo weit gekommen, daß wir von dem nicht mehr ſprechen dürfen, wofür wir gekämpft haben? Schon nach Jahr und Tag nicht mehr?“

„Wir werden nach Jahr und Tag noch weiter gekommen ſein“, ſagte ein Aelterer der Gruppe.

„Macht mir den Wein nicht zu Gift, den Tag nicht zum Fluch!“ rief der junge Mann. „Den heiligen Tag, an dem wir bluteten, an dem unſer Blut, unſer Leben uns nichts war gegenüber der heiligen Sache der Freiheit, der Freiheit des deutſchen Volkes. Ich lag an dem Tage auf den Tod; am zweiten Tage vorher ſchon hatten drei Kugeln mir die Rippen, die Schultern zerſchoſſen; ſie hätten mich für todt auf dem Schlachtfelde liegen laſſen, wenn mein braver Hauptmann nicht mit

Digitized by Google

ſeinem zerſchmetterten Beine neben mir gelegen hätte. Als ſie den herausholten, da rief er: „Zuerſt den da und dann mich!“ Und ſie mußten zuerſt mich unter den Todten hervorziehen — der brave Mahlberg ſelbſt hatte ſich nicht bis zu mir hinarbeiten können — dann erſt durften ſie ihn aufnehmen. Wir blieben aber beiſammen, und wie er mich gerettet hatte, als ſei ich ſein Kind, ſo pflegte er mich wie ſein Kind, und als ich am Abend des zweiten Tages nachher zum erſten Male wieder die Augen aufſchlug, da waren die erſten Worte, die ich aus ſeinem Munde vernahm: „Junge, Ligny iſt wieder gut gemacht. Die Franzoſen ſind heute geſchlagen. Die ganze Armee iſt mit ihrem Kaiſer in wilder Flucht auf Paris zu; der alte Blücher verfolgt ſie. Deutſchland iſt frei. Von heute an ſchreibt ſich die Freiheit unſeres deutſchen Volkes!“ Und ſeht, da weinten wir beide auf unſerm Strohlager und wir weinten helle Freudenthränen, obgleich unſere Wunden ſchmerzten und brannten, daß wir die Zähne zuſammenbeißen mußten. Und heute, ein Jahr, erſt ein Jahr ſpäter, ſollte ich nicht einmal mehr davon ſprechen dürfen, ſollte ich Thränen des Zornes weinen müſſen? Sollte ich dem braven Mahlberg — o, er war ſchon zwei Tage vorher bei Ligny der Tapferſte der Compagnie geweſen; ſein Muth hatte ihn in die Gefangenſchaft geführt; durch Wunder der Tapfer-

keit hatte er ſich wieder befreit — o, ſollte ich ihm fluchen müſſen, daß er mir das Leben erhielt? Nein, nein, du treuer, du edler Mann, du —"

Der Jüngling ſtockte plötzlich. Seine Augen ſtarrten nach der Thür des Saals, der er gegenüber ſaß; er wurde ſchneeweiß im Geſichte, wieder glühend roth. Er ſprang auf, nach der Thür hin, er breitete ſeine Arme aus, er lag in den Armen eines Fremden, der ſo eben eingetreten war.

„Mahlberg!" rief er.

„Franz, mein lieber Franz!" ſchloß ihn der Fremde in ſeine Arme.

Der Jüngling weinte und ſchluchzte krampfhaft und laut durch die tiefe Stille, welche plötzlich in dem Saale herrſchte.

„Beruhige Dich, Franz!" ſagte der Fremde wie ein Vater zu ſeinem Kinde. „Komm zu Dir!"

Aber es dauerte lange, ehe der Jüngling Herr über ſein Weinen werden konnte.

Dann nahm er die Hand des Fremden und führte ihn an den Tiſch zu ſeinen Freunden.

„Mahlberg!" ſagte er dort nur, kein Wort weiter.

Sie wußten ja nun alle, wer er war.

Und ſie ſtanden alle auf und verneigten ſich vor dem Fremden und zeigten ihm ſo, daß der

Name ihnen bekannt ſei und wie ſehr ſie ihn ehrten.

Der Fremde war ein Mann in der erſten Hälfte der dreißiger Jahre. Sein Geſicht hatte edle Züge, aber es lag ein tiefer Ernſt auf ihnen, und es war, als ob dieſer in ſchweren Seelenleiden ſeinen Grund habe, deren Herrſchaft und Ausdruck von der Kraft des Geiſtes und des Willens des ſtarken, tüchtigen Mannes zurückgedrängt werde.

Er ging lahm, aber er bedurfte keiner Krücke und keines Stockes; er zog nur den einen Fuß nach, der ihm in der Schlacht bei Ligny zerſchoſſen worden war; er konnte feſt und ſicher auf ihn treten.

Er fand an dem Tiſche manchen Kriegskameraden. Hatte er auch die meiſten von ihnen noch gar nicht, andere nur flüchtig geſehen — ſie hatten bei verſchiedenen Regimentern, meiſt gar bei verſchiedenen Corps geſtanden — die kameradſchaftliche Begrüßung fand ſich doch von ſelbſt und auch an gemeinſamen Erinnerungen aus dem gemeinſamen Kriegsleben fehlte es nicht. Die Unterhaltung wurde bald wieder lebhaft, trotz jenes Ernſtes des Hauptmanns Mahlberg und trotz der Schweigſamkeit ſeines jungen Freundes, der ihn den Andern zugeführt hatte.

Dem Ende des Tiſches, an dem die Gruppe der

Studenten die Erinnerung an ihre Kriegszeit feierte, hatten ſich von einer andern Seite der Tafel mehrere Studirende genaht, die zu jenem Kreiſe nicht zu gehören ſchienen. Sie hatten nicht einmal ſo recht das friſche ſtudentiſche Ausſehen; langes, flatterndes Haar, graue Geſichtsfarbe, hohle Augen, ſchwarze deutſche Röcke zeichneten ſie aus.

„Brüder, Ihr feiert die Einheit des deutſchen Vaterlandes", ſagten ſie, „da dürfen wir dabei ſein."

„Es ſind Burſchenſchafter!" ſprachen einzelne der Andern unter ſich.

Die Burſchenſchaft wurde damals bei ihrem erſten Entſtehen und noch lange Zeit nachher von der Mehrzahl der Studirenden, die nicht zu ihr gehörte, mit einem gewiſſen Mißtrauen angeſehen. Sie war mit großer Heimlichkeit gegründet; ſie hielt ihren eigentlichen Zweck fortwährend im Dunkeln; was ſie laut verkündete, war das Streben, eine das ganze Studentenleben umſtürzende ſtudentiſche Ascetik einzuführen; das war den Andern Phantaſterei. Dazu kam, daß die Hauptperſonen der Burſchenſchaft ſich in der That durch ein phantaſtiſches Weſen hervorthaten, in ihrem Aeußern, in ihren Reden, in ihrem ganzen Auftreten.

Phantaſtereien halten nicht lange vor und Phantaſten

harren nicht lange aus; da wird bald ein Umſchlag folgen! ſagte der realiſtiſche Burſchenſinn.

Wie ſehr er, wenigſtens im Einzelnen, Recht hatte, zeigte ſich ſchon wenige Jahre nachher.

Die Burſchenſchafter wurden trotz jener Bemerkungen am Tiſche aufgenommen.

Sie griffen den frühern Gegenſtand der Unterhaltung wieder auf.

„Ja, theure Brüder", nahm einer von ihnen das Wort — Lantermann war ſein Name; er war lang und blaß, ſein Blick ſtill und doch etwas unheimlich — „ja, meine theuren Brüder, Ihr habt nicht umſonſt gekämpft für das große und einige Deutſchland. Es wird werden, wofür Ihr Euer Blut vergoſſen habt. Es wird freilich noch manchen Kampfes bedürfen. Und da werden wir an Eurer Seite ſtehen, wir Jüngern, denen es nicht vergönnt war, an dem Kampfe gegen den franzöſiſchen Erbfeind Theil zu nehmen. Denn wir haben noch einen andern Erbfeind, der niedergeſchlagen werden muß, wenn Deutſchland einig und frei werden ſoll, und der iſt in Deutſchland ſelbſt. Jene zwei und dreißig Fürſten —"

Der Student wurde in ſeiner emphatiſchen Rede unterbrochen.

„Freund Lantermann, ſehen Sie ſich einmal dort

nach links um", ſtieß ihn einer der Nichtburſchenſchafter an.

„Was ſoll ich da ſehen?"

„Einen kleinen braunen Mann mit einem grauen Spitzbubengeſichte."

„Und was geht er mich an?"

„Er iſt ein Demagogenfänger und ſchaut hierher, als ob er gerade im Begriff ſtehe, einen recht tüchtigen Fang zu thun."

Der Student Lantermann ſchwieg.

Aber einer ſeiner Begleiter glaubte das Wort nehmen zu müſſen, ein kleiner, ſehr wohlgenährter Jüngling, deſſen ſonderbar glänzendes Geſicht von langen ſchwarzen Haaren ſo umwallt war, daß man faſt nur ſeinen ſonderbaren Glanz ſah.

„Ha", rief der, „werden wir die elenden, feigen, ſpionirenden Häſcher fürchten, die man gegen uns ausſendet? Wir kämpfen für eine große Sache; wir wollen dafür kämpfen. Und durch Spionage unterdrückt man einen ſolchen Kampf nicht, wie man die große Sache eines großen Volkes dadurch nicht unterdrückt. Mögen ſie kommen, unſere Verfolger. Mögen ſie uns niederwerfen, mögen ſie uns auf die Scheiterhaufen werfen; mit dem Blute eines jeden einzelnen von uns werden tauſend Rächer erſtehen. Ja, Rache und Freiheit! Frei,

fromm, furchtlos, das iſt unſer Wahlſpruch. Ihn wollen wir —"

Auch er wurde von dem Nichtburſchenſchafter unterbrochen.

„Edler kleiner deutſcher Jüngling Bahn, wollten Sie nicht Ihre Worte und Ihren Muth für die Kneipe heute Abend aufſparen? Die Philiſter dort möchten ſonſt über uns kommen."

„Ha, dieſe Philiſter!"

Mehr ſprach denn auch der kleine deutſche Jüngling Bahn nicht.

Der junge Student — Franz Horſt hieß er — hatte unterdeß ſo ſonderbar ſtill dabei geſeſſen.

„Franz Daniel" — es war ſein Studentenname — „Du ſiehſt ja ſo ſelig aus wie eine Geliebte, die plötzlich den Geliebten wiedergefunden hat; Du kannſt nur ſchauen und hören, und in ſeinem Anſchauen verlierſt Du Dich und ſeine Stimme bezaubert Dich."

„Ja", ſagte der Jüngling, „findet Ihr einmal den Mann wieder, der Euch ſo das Leben gerettet hat!"

Und er ſaß wieder ſtill da mit dem ſeligen Geſichte und ſeine Augen hingen wie trunken an dem Freunde und ſein Ohr lauſchte nur den Worten deſſelben.

Den Hauptmann aber hatte die Bemerkung des

Andern gegen den jungen Mann ernſter gemacht. Er ſuchte das Geſpräch auf Anderes zu bringen.

„Gisbert von Aſchen iſt doch noch hier?“ fragte er ſeinen jungen Freund.

„Gewiß.“

„Er ſpeiſt nicht mit Dir? Ihr wart befreundet!“

„Er lebt hier ſehr eingezogen. Ich ſehe ihn ſelten.“

„Er iſt“, ſetzte ein Anderer der Geſellſchaft hinzu, „ein Sonderling, den überhaupt Niemand ſieht. Er hockt den ganzen Tag in ſeiner Stube und geht nur aus, um ein paar Geſchichtscollegien zu beſuchen. Heute —“

Der Sprechende wurde von ſeinem Nachbar angeſtoßen und fuhr nicht fort.

„O“, ſagte er ſelbſt, als wenn auch ihm klar geworden ſei, daß er zuviel habe ſagen wollen.

Er warf den Blick nach einer andern Seite der Tafel. Ein Göttinger Polizeibeamter ſaß dort, und zu dieſem hatte ſich der Reiſende gefunden, der vorhin als Berliner Demagogenfänger bezeichnet war. Der kleine, graue, häßliche Mann ſchien jedes Geſicht in der Gruppe der Studenten ſich tief in das Gedächtniß prägen und jedes ihrer Worte verſchlingen zu wollen.

So ſah ihn der Student, der unterbrochen war, und er ſprach ruhig und laut, daß es in dem ganzen Saale zu hören war:

„Man muß dem König von England ſagen, daß er keine Spione mehr bei ſich aufnimmt!“

Das graue Geſicht des Demagogenfängers ſah aus, als wolle es Gift ausſpeien.

Die Studenten aber erhoben ſich und verließen den Saal.

„Der Franz Daniel“, ſagte draußen einer, „muß heute Nachmittag mit ſeinem Hauptmann allein bleiben. Sie haben ſich beide genug zu ſagen. Aber wo treffen wir uns alle zum Abend wieder?“

„Auf dem Ullrich!“ wurde vorgeſchlagen.

„Auf dem Ullrich!“ gingen ſie einverſtanden auseinander.

Der Hauptmann Mahlberg und Franz Horſt waren allein.

„Heute Nachmittag gehörſt Du mir“, ſagte Franz zu dem Hauptmann. „Fahren wir hinter den Hainberg. Ich kenne dort eine einſame Waldſchenke. Wir ſind allein da.“

„Führſt Du mich nicht vorher zu Aſchen?“ erwiderte der Hauptmann.

„Ah, zu ihm zieht es Dich mehr als zu mir?“

„Ich habe mit ihm zu ſprechen, nothwendig.“

„Er iſt nicht hier. Vor dem Abend triffſt Du ihn nicht.“

„Iſt er verreiſt?“

„Ich erzähle Dir unterwegs von ihm. Fahren wir.“

Der Hauptmann willigte ein. Er ſchien es nicht gern zu thun.

Chaiſen für die kleinen Ausflüge der Studenten ſtehen in Göttingen jederzeit zu Hunderten bereit. Sie fanden bald eine. Sie fuhren zu der einſamen Waldſchenke.

Und unterwegs erzählten ſie einander; ſie hatten ſich ſoviel zu erzählen.

„Was iſt es mit Aſchen?“ war doch die erſte Frage des Hauptmanns.

„Er duellirt ſich. Man konnte es Dir bei Tiſche nicht ſagen.“

„Und Du ſecundirſt dem alten Kameraden nicht, Franz? Biſt nicht einmal dabei?“

„Ich erfuhr es erſt bei Tiſche, nachdem er ſeit drei Stunden fort war.“

„Und warum erfuhrſt Du es nicht früher?“

„Fragen wir nachher Aſchen ſelbſt. Aber vielleicht weiß er es ſelbſt nicht einmal. Solche Sonderlinge wiſſen von ſich am wenigſten.“

„Aſchen iſt ein Ehrenmann, Franz!“

„Der bravſte von der Welt. Ich kenne neben Euch beiden keinen dritten und nächſt Dir liebe ich keinen

wie ihn. Er war Dein Vertrauter; ich war nicht eifersüchtig auf ihn, ich war freilich ein Knabe. Du sprichst heute nur von ihm; ich sehne mich nach der Stunde, in der ich Dich zu ihm führen kann."

„Ich habe dringend mit ihm zu sprechen", sagte der Hauptmann Mahlberg. „Sehr dringend!"

Er sprach die Worte sehr ernst, fast finster.

So sah er auch vor sich hin. Dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Ja, Franz", sagte er, „Aschen war, ist mein Vertrauter. Du warst damals ein Kind, und was wir beide auf dem Herzen hatten, war nicht für Kinder. Du bist jetzt, wie jung Du auch noch bist, ein Mann, und wenn Du etwas auf dem Herzen hättest, würdest Du es mir anvertrauen?"

„Ich müßte es, Mahlberg."

„So ist es auch mir, Du braver Freund. Aber es ist ein schweres Leid, was ich Dir mitzutheilen habe. Ich muß mich vorher sammeln. Erzähle mir zuerst von Aschen, von seinem Duell, wenn Du davon weißt."

„Ich weiß davon. Die Studentenduelle sind eben keine großen Geheimnisse. Du wirst es noch aus Deiner Zeit wissen. Das Duell Aschen's zeigt ihn wieder ganz als den braven Sonderling. Göttingen hat einen großen Renommisten, wie jede Universität ihn zu jeder Zeit hat.

Er iſt zugleich der beſte Schläger auf der Univerſität; darum eben iſt er der große Renommiſt. Darum wird er aber auch von der Menge gefürchtet und kann ſich manche Ungezogenheiten erlauben. Andererſeits ſtudirt hier ein armer Theolog, der von einem magern Stipendium kümmerlich leben muß. Erſte Bedingung dieſes Stipendiums iſt, daß es ihm verloren geht, wenn er ſich duellirt. Der arme Theolog kommt nun geſtern zufällig in eine Geſellſchaft, in welcher auch der große Renommiſt iſt. Dieſer macht ſich an jenen. Der Theolog — er iſt Preuße wie wir — hat die Feldzüge mitgemacht in der Landwehr; er wurde Offizier. Er geht hier wie manche Andere, die nicht das Geld zu einem zweiten guten Rocke haben, zuweilen in ſeiner alten Offiziersuniform. Sie trug er auch in jener Geſellſchaft. Dem Renommiſten mochte ſie ein Dorn im Auge ſein, ein Vorwurf, daß er, der kräftige Großſprecher, zudem älter als der kleine und ſtille arme Theolog, keinem Feinde gegenübergeſtanden hatte. Er macht ſich an den Theologen; er befühlt den Uniformrock; er will Witze darüber machen. Der ſtille Theolog in ſeiner gedrückten Lage hat nur ein Mittel: er entfernt ſich, um weitern Reden zu entgehen, die ihn zu einem Duell hätten herausfordern müſſen. Dieſe Geſchichte erfährt geſtern Abend zufällig

ert Aſchen. Er kennt den Theologen nicht, er hat

Digitized by Google

ihn vielleicht niemals geſehen, zum erſten Mal von ihm gehört. Er begibt ſich ſofort zu dem Renommiſten und fordert ihn. Heute Vormittag um zehn ſind ſie zu dem Duell aus der Stadt gefahren. Wohin, iſt nicht bekannt geworden. So erfuhr ich die Geſchichte bei Tiſche. In dieſem Augenblicke werden ſie ſich ſchon geſchlagen haben. Ich fürchte, für Aſchen wird es nicht gut abgelaufen ſein. Sein Gegner iſt der ausgezeichnetſte Schläger, und er hat nie ein Rappier in die Hand genommen. Ich führe meinen Säbel und kann zur Noth ſchießen, und ein Renommiſt will ich nicht werden — ſo pflegte er zu ſagen, wenn man ihn zum Fechtboden mitnehmen wollte. Zum Glück geben dieſe Studentenduelle nur Schrammen.

„Hoffen wir es auch hier", ſagte Mahlberg.

Der ernſte Mann hatte ſich unterdeß geſammelt und er begann von ſelbſt:

„Jetzt von mir, Franz. Es iſt Anderes, Schwereres, als worüber wir ſprachen. Auch Aſchen hat wohl Schwereres auf dem Herzen, als was er heute bei dem Studentenduelle ausficht; aber es geht ihm nur an das Herz. Nur an das Herz? fragt mich Dein Blick. Höre mir zu; das, was ich Dir von mir zu ſagen habe, trifft zugleich das Herz und die Ehre, trifft beide vernichtend. Du ſiehſt, wie ich Dich liebe, daß ich es Dir erzählen kann.

Ich arbeitete als junger Aſſeſſor bei der Regierung in Breslau. Ich lernte dort die Tochter eines Regierungsſecretärs kennen, Agathe Fahrner. Ich hielt ſie für einen Engel, ſie war es; ja, ſie war es dennoch. Wir liebten, wir verlobten uns. Sie wurde meine Frau, als ich Regierungsrath wurde. Wir lebten glücklich. Bald darauf brach der Krieg los. Ich folgte dem Rufe des Königs unter die Fahnen. Um mich zu belohnen, wurde ich, während ich im Felde war, mit erhöhtem Gehalte an die Regierung von Minden verſetzt. In der Schlacht bei Leipzig hatte ich eine Wunde erhalten, die mich auf mehrere Wochen kampfunfähig machte. Es wurde mir daher ein Urlaub bewilligt, meine neue Stelle anzutreten. Gleichzeitig brachte ich meine Frau nach Minden. In Breslau war ſie allein; ihr Vater war von da verſetzt worden. In Minden hatte ich einen treu bewährten Freund, dem ich ſie anvertrauen durfte.

So meinte ich.

Ich kehrte zur Armee zurück. Wir hatten bald wieder ſchwere Kämpfe zu beſtehen drüben in Frankreich. Mit meiner Frau konnte ich einen regelmäßigen Briefwechſel unterhalten. Ihre Briefe waren die liebevollſten. Sie wurden nach einiger Zeit ſogar ſo ſonderbar liebevoll; ſie hatten den Ton einer Ueberſchwänglichkeit, die ihrem einfachen, klaren Weſen bisher ganz fremd ge-

weſen war und die deshalb um ſo mehr mich ängſtigte. Ich ſchrieb ihr das zuletzt, und ich hatte ihren letzten Brief erhalten — die paar Zeilen, die ſie mir ſpäter noch ſchrieb, waren kein Brief mehr. Ihr Schweigen war mir unerklärlich; meine Bemerkung hatte es nicht hervorrufen, hatte ſie kaum verletzen können. Ich mußte es eben mit jener Ueberſchwänglichkeit in Verbindung bringen. Meine Angſt verdoppelte ſich. Ich ſchrieb an den Regierungsrath von Schilden — ſo hieß mein Freund, dem ich ſie anvertraut hatte. Ich mußte zum zweiten Male an ihn ſchreiben, ehe ich auch von ihm eine Antwort erhielt. Seine Antwort war dann, meine Frau ſei verſchwunden; er wiſſe weder wohin, noch warum. Sie ſei ſchon ſeit längerer Zeit traurig, verſtimmt, melancholiſch geweſen, habe ſich in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, Niemand ſehen wollen. Auch ſeine Beſuche habe ſie nur ſelten angenommen; ſeinen Tröſtungen ſei ſie unzugänglich geweſen; was ihr fehle, habe ſie ihm nie ſagen wollen. Plötzlich, vor vier Wochen, ſei ſie verſchwunden, und es habe ihm nicht gelingen wollen, irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Weil er dies gehofft, habe er mir nicht ſofort auf meinen erſten Brief geantwortet. Jetzt dürfe er mir die traurige Wahrheit nicht länger vorenthalten. Er fürchte, ihre unbegreifliche Melancholie ſei zu einer förmlichen Krankheit ihres Gemüths

geworden und habe die Kranke zum Selbſtmorde getrieben.

Soll ich Dir noch ſagen, wie furchtbar mich jedes Wort dieſes entſetzlichen Briefes traf? Was war es mit der Frau, die ich ſo innig liebte, die mir das treueſte Weib geweſen war? Was hatte ſie ſo traurig machen, was hatte ihre Melancholie bis zu ſolcher Krankheit ſteigern können? Aber war es denn ſo, wie der Freund mir ſchrieb? Konnte ich andererſeits ſeine Mittheilung bezweifeln? War denn nicht Schilden mein älteſter, mein treueſter Freund, auf deſſen bewährte Liebe und Freundſchaft ich Häuſer bauen durfte? Ich kannte ihn vom Gymnaſium her; wir hatten zuſammen die Univerſität beſucht, zuſammen unſer Examen gemacht. Dann freilich waren wir aus einander gekommen, und erſt in Minden hatten wir uns wieder getroffen. Aber er hatte mir ja immer nur das freundſchaftlichſte und offenſte Herz gezeigt und ſelbſt ſeine Fehler nicht vor mir verborgen, und ich hatte eigentlich nur einen Fehler an ihm erkannt, den eines, wie ich meinte, zu weit getriebenen Ehrgeizes. Was konnte ihn veranlaſſen, mir über meine Frau die Unwahrheit zu ſchreiben? Und was hätte es Anderes ſein können, als was er mir ſchrieb? Was aber war es denn eigentlich, was er ſchrieb?

Ich konnte es nur an Ort und Stelle erfahren.

Wir rückten am 31. März vorigen Jahres in Paris ein. Drei Wochen später flog ich nach Minden. Schilden war nicht da; er war auf einer Dienstreise begriffen. Ich erkundigte mich in dem Hause, in dem meine Frau gewohnt hatte, bei meinen andern wenigen Bekannten in Minden. Ich erhielt die Bestätigung der Nachrichten, die mir Schilden mitgetheilt hatte; weiter nichts; meine Frau hatte eben seit Monaten vor ihrem Verschwinden keinen Menschen gesprochen, es hatte kein Mensch sie gesehen. Schilden hatte mir also auch die Wahrheit geschrieben. Hatte er? Ich mußte ihn dennoch selbst sprechen. Ich reiste ihm nach; es dauerte lange, bis ich ihn fand. Er bearbeitete die Steuer- und Zollpartie bei der Regierung; da mußte er die Grenzen der halben Provinz Westfalen bereisen. Endlich traf ich ihn. Aber er hatte mir Alles geschrieben, was er wußte. Ein paar Einzelnheiten konnte er noch beifügen; sie waren unbedeutend; sie gaben mir kein klareres Licht, keine weitere Spur. Er sprach mit seiner alten, treuen, freundschaftlichen Offenheit; er nahm einen so innigen Antheil an meinem Schmerz.

Er war dennoch ein Verräther, der gemeinste, niederträchtigste Verräther!

Ich suchte noch die Mutter meiner Frau auf. Sie [redacted] als ich.

Ich mußte zur Armee nach Frankreich zurückkehren. Erſt im Juni, nachdem der Pariſer Friede geſchloſſen war, konnten wir wieder nach Deutſchland marſchiren.

Ich trat meine Regierungsrathsſtelle in Minden an, und vierzehn Tage ſpäter erhielt ich einen Brief von meiner Frau.

Er war aus dem kleinen weſtfäliſchen Städtchen Warendorf geſchrieben. Er enthielt nur wenige Worte; ich weiß ſie auswendig.

„Ich darf Dich nie wiederſehen; ich bin Deiner nicht mehr würdig. Ich wurde das Opfer des elendeſten Verraths, der ſchmachvollſten Verführung. Ich konnte Dir nicht früher auf eine Weiſe ſchreiben, daß der Brief ſicher in Deine Hände kam. Erſt jetzt erfuhr ich Deine Rückkehr nach Minden; ich erfülle ſofort die Pflicht der Wahrheit gegen Dich. Du wirſt, Du kannſt mich nicht aufſuchen wollen. Aber es wäre möglich — wer kann die Schickſale der Menſchen vorher wiſſen? — daß Du einmal meiner bedürfteſt, dann erfrage mich bei dem Poſtmeiſter Feldmann in Warendorf.

Agathe.“

Wer war der elende Verräther, der ſchändliche Verführer? Von meiner Frau durfte ich es nicht erfahren. Sie hatte Recht; ich durfte, ich konnte ſie nie wiederſehen, nie wieder mit ihr in irgend eine Verbindung treten,

ich möchte denn vorher ihre völlige Schuldloſigkeit ermittelt haben. Aber konnte ſie ſchuldlos ſein? Iſt überhaupt eine Frau ſchuldlos, die ſich verführen läßt? Und ſie, ſie hatte ihren Mann in täglicher, ſteter Lebensgefahr, ſie hatte ihn im Kampfe für die heiligſte Sache gewußt; ſie hatte mir Briefe der zärtlichſten, der heiligſten Liebe geſchrieben und doch und bei dem Allem mich verrathen, die Treue des Weibes gebrochen, die Ehre ihres Mannes geſchändet!

Und wer der Verräther, der Verführer war?

Ich ſuchte noch einmal den Regierungsrath von Schilden auf.

Er war wieder auf einer Dienſtreiſe.

Er war Chef des Grenzzollweſens für den Regierungsbezirk geworden und ſtand im Begriff, die Zollwache an den Grenzen neu zu organiſiren, die unter ſeinem Vorgänger vernachläſſigt worden war. Er konnte ſich dadurch neue Verdienſte, baldige Weiterbeförderung erwerben.

Ich traf ihn an der hannoverſchen Grenze in dem Flecken Rahden. Ein Miniſterialrath aus Berlin machte gemeinſchaftlich mit ihm die Reiſe; mehrere andere Beamte waren mit ihnen.

Es war Abend, als ich in dem Städtchen eintraf und in dem einzigen Gaſthofe abſtieg. Ich erfuhr, daß die

Herren, ſeit einer halben Stunde von einer Inſpection zurückgekehrt, ſich ſo eben unten im Gaſtzimmer zur Abendtafel geſetzt hatten.

Ich begab mich in das Gaſtzimmer. Ich trat ein während einer lebhaften Unterhaltung.

War mein älteſter und treueſter Freund der Verräther, der Verführer meines Weibes?

Er hatte mit jener Sicherheit und Klarheit mir den Brief über ihre unbegreifliche Flucht ſchreiben, er hatte dann, vor noch wenigen Wochen, mit jener wahren Freundestheilnahme ſeinen Brief mir beſtätigen können — mußte er nicht der elendeſte Schurke und vollendetſte Heuchler ſein, wenn er der Verräther und Verführer war? Aber hätte auch ein Anderer als der verworfenſte Böſewicht und ſchamloſeſte Heuchler ſo den Freund verrathen, ein armes Weib zu ſeinem Opfer machen können?

Ich mußte ihm in einer Weiſe begegnen, daß er nicht noch einmal ſeine Künſte der Heuchelei gegen mich verſuchen konnte.

Ich trat von ihm unbemerkt in das Zimmer.

Er führte das lebhafte Geſpräch, das ich vor der Thür vernommen hatte. Er war deſſen Mittelpunkt. Er ſaß neben dem Berliner Geheimrathe; er ſetzte dieſen und den andern Beamten etwas auseinander. Sie

Bayerische Staatsbibliothek München

hörten ihm mit dem Ausdrucke geſpannter Aufmerkſamkeit, ungetheilten Beifalls zu. Jeder Zug ſeines Geſichts zeigte, wie ihm das ſchmeichelte, wie es ihn beglückte.

So hatte er auf nichts Anderes geachtet, meine Ankunft nicht gewahrt.

Er ſaß zur Linken des Miniſterialraths und ſprach nach dieſem hingewandt.

Ich ſuchte mir an der Tafel einen Platz aus, daß ich ihm ſchräg links gegenüberſaß. Sowie er den Kopf wandte, mußte er mich ſehen.

Es dauerte lange, ehe er ſich wandte.

Ich hielt ihn feſt im Auge. Sowie er mich ſah, ſollte er auch meinem ſtill und feſt nur auf ihn gerichteten Blick begegnen.

Er war ſo glücklich, ſo ſorg-, ſo ahnungslos. War es denn möglich, daß er der Schurke, der Heuchler war? Die langen Jahre unſerer treuſten, offenſten Freundſchaft traten wieder vor mich, ſein reicher, klarer Geiſt, ſein Herz, das ich nur als edel, als hingebend erkannt hatte. Er hatte freilich immer den unbändigen Ehrgeiz beſeſſen; aber muß der Ehrgeiz ehrlos machen?

Er wandte ſich um, ſchnell, plötzlich. Ein Beamter, der mein zweiter Nachbar war, hatte eine Frage an ihn gerichtet; er mußte auf die Frage antworten; ſein Blick mußte mich ſtreifen, mich treffen.

Er traf mich. Unſere Augen begegneten einander. Ich ſaß ruhig, unbeweglich da, die Lippen zuſammengepreßt; mein Geſicht mochte bleich genug ſein; ſo ſah ich ihn an, ſtumm, regungslos, mit dem feſten, finſtern Blicke, der ſeine Augen bis auf den Grund durchbohren, durch ſie in die tiefſte Tiefe ſeines Innern dringen, darin den Verrath, die Tücke, die Niederträchtigkeit, die Gemeinheit aufſuchen wollte.

Er wurde weiß wie die Wachskerze, die vor ihm ſtand; ſeine Augen flogen, wie von einem blendenden Blitze getroffen, zu Boden, ſuchten dann irr umher, nur nach mir nicht; ſeine Stimme verſagte ihm den Dienſt.

Die Andern ſahen ihn verwundert, erſchreckt an. Sie ſahen von ihm auf mich.

Sie mochten über meinen Anblick noch mehr erſchrecken. Ich war wie ein unheimliches Nachtgeſpenſt unter ihnen.

Ich erhob mich langſam und verließ ſchweigend den Saal. Ich ſah mich nach keinem von ihnen mehr um.

So begab ich mich auf mein Zimmer.

Was nun weiter?

Der Elende war der Verräther, der Heuchler. Der Heuchler war er vielleicht ſchon immer geweſen. Nur die ſtärkſten, die edelſten Charaktere können der Unwahrheit widerſtehen, mit welcher Ehrgeiz nur zu gern ſich

umgibt. Der Weg der Unwahrheit iſt der zur Ehrloſigkeit.

Aber was nun weiter mit ihm?

Er hatte mein braves Weib verdorben, meine Ehre vernichtet.

Mein erſter Gedanke war ſein Blut.

Ich mußte lange mit mir kämpfen, um zu der Einſicht zu gelangen, daß Rache nie die Genugthuung eines Mannes ſein dürfe, dem die innere Ehre durch keinen äußern Angriff verletzt werden kann.

Ich vermochte auf jede Rache zu verzichten; es war ein ſchwerer Sieg, den ich über mich gewann.

Ich wartete in meinem Zimmer, bis unten das Nachteſſen zu Ende war, bis ich einzelne der Herren heraufkommen und in ihre Zimmer gehen hörte. Dann ſchickte ich den Kellner zu Schilden und ließ ihn bitten, zu mir zu kommen. Ich war begierig, ob er kommen werde; kam er nicht, ſo wollte ich zu ihm gehen; wollte er mich nicht zu ſich einlaſſen, dann verdiente ſeine Feigheit eine Züchtigung.

Er kam.

Ich empfing ihn mit vollkommener Ruhe. Nicht mit Kaltblütigkeit; das Blut kochte in mir. Aber der Himmel hatte mir eine faſt wunderbare Kraft gegeben, mich zu beherrſchen. Sie war mir ein Zeichen, wie ſehr

ich den rechten Weg gegen den Elenden eingeschlagen habe.

Er trat mit blassem Gesichte, mit unsicherem Blick zu mir ein. Er wollte sich Muth machen, er vermochte es nicht. Die vollste Feigheit hatte ihn zu mir geführt, die Feigheit des schlechten Gewissens, das Bewußtsein der eigenen Niederträchtigkeit, die zu gar nichts mehr Muth hat, nicht zum Widerstehen, nicht einmal zum Fliehen, die nur noch die Resignation hat, Alles über sich ergehen zu lassen, was kommen wird, damit es nur so bald wie möglich zu Ende sei.

Ich mußte ihn darauf ansehen, lange, schweigend.

Er konnte meinen Blick, die Stille nicht ertragen, der Elende.

„Was wolltest Du von mir?“ sprach er mit zitternder, kaum hörbarer Stimme.

„Hast Du meine Frau verführt?“ fragte ich ihn.

Ich war unwillkürlich näher an ihn herangetreten.

Er wich in seiner Feigheit an die Thür zurück.

Ich konnte ein Lächeln der Verachtung für ihn haben.

„Fürchte Dich nicht, Schilden. Aber antworte mir.“

Er konnte nicht sprechen.

„Wenn Du mir nicht antwortest“, fuhr ich fort, „oder wenn Du lügst, dann fürchte mich.“

„Ja!“ preßte er heraus.

„Du biſt alſo der Verführer des armen Weibes?“

„Ich ſagte es Dir.“

„Haſt Du für ſie geſorgt? Vielleicht auch für ihr Kind?“

„Sie wollte nichts von mir annehmen.“

„Hat ſie ein Kind?“

„Ja.“

Ich hatte keine Frage weiter an ihn; ich war alſo mit ihm fertig.

Aber es zuckte unwillkürlich in mir, ihn zu züchtigen. Meine Hand erhob ſich nach ihm, nach ſeinem von der Furcht faſt verzerrten Geſichte.

Ich überwand auch das.

Er war mir zu verächtlich. Der Büttel züchtigt den Ehrloſen.

„Geh!“ ſagte ich.

Er ging.

Draußen mochte es ihm leichter werden.

Ich konnte ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder aus freierer Bruſt aufathmen. Ich war in keiner Ungewißheit mehr. Ich hatte den ſchwerſten Sieg meines Lebens erkämpft. Ein tiefer und ſchneidender Schmerz war allerdings in meiner Bruſt zurückgeblieben; ich konnte ihm gebieten, daß er nicht die Herrſchaft über mich gewann.

Das Andenken an den Verräther habe ich aus meinem Herzen reißen können. Ich habe einen Feind voll des giftigſten, tödtlichſten Haſſes an ihm erworben; aber was kümmert mich das?

Meine Frau, wie hatte ich ſie geliebt! Wie ſie mich! Zeigten nicht jene Zeilen an mich, daß ſie mich noch liebt? Und welche entſetzlichen Künſte der Verführung, des Verraths hatte der Schurke anwenden müſſen, um das arme Weib zu verderben! Aber an meiner Seite durfte ſie nicht wieder leben. Ich durfte mich andererſeits nicht gerichtlich von ihr ſcheiden laſſen. Kein Menſch außer den drei Betheiligten kannte meine Schande. Ein Scheidungsproceß hätte ſie der Welt geoffenbart. Wir durften uns nur nicht wiederſehen, nie wieder eine Gemeinſchaft mit einander haben. Das war klare, volle, feſte Ueberzeugung in mir. Aber ſie konnte das Andenken an die Arme, an die, deren Liebe mein Leben geweſen war, nicht aus meiner Bruſt verbannen.

Eine Freude, eine Hoffnung kam wieder in mein Herz, als Napoleon von Elba entwichen war, als der König ſeine Landwehren zum zweiten Male unter die Fahnen rief. In der Stunde des Aufrufs eilte ich zu meinem Regimente. Ich hoffte in dem Kampfe für den

Du weißt, wie es anders kam. Die erſte Kugel, die mich traf, zerſchmetterte mir nur den Fuß, machte mich kampfunfähig für die ſchnell folgenden Schlachten.

Und nun, Franz, warum ich nach Göttingen gekommen bin, Gisbert Aſchen aufſuche.

Meine Frau ſollte mit ihrem Kinde nicht der Noth anheimfallen. War ſie zu ſtolz geweſen, von dem Verräther eine Unterſtützung anzunehmen, hatte ich auch nicht den Verſuch machen dürfen, ihr meine Hülfe anzubieten, ſo war es mir nun deſto mehr eine Herzenspflicht, nach meinem Tode für ſie zu ſorgen. Ich mußte mich dazu Jemand anvertrauen. Es war unſer Freund und Kamerad Aſchen, dem ich mich entdeckte, wenige Tage vor der Schlacht von Ligny. Er — er konnte in den Kämpfen, die uns bevorſtanden, fallen wie ich — ſo ſchrieb er an ſeinen Onkel, den Domherrn von Aſchen. Der Domherr von Aſchen hatte ſich darauf ſofort meiner Frau angenommen und ſie untergebracht. Er hatte es bald nach der Beendigung des kurzen Feldzugs an Gisbert geſchrieben; Gisbert theilte es mir mit. Seitdem habe ich nichts wieder von der Unglücklichen gehört. Ich konnte zuletzt der Sehnſucht nicht widerſtehen, Nachricht von ihr zu erhalten. Den Ort, wo er ſie untergebracht, hatte der Onkel Gisbert's nicht genannt. Ich hätte ohnehin nicht zu ihr reiſen dürfen. So nahm ich Urlaub —

nach Minden war ich seit jener Begegnung mit Schilden nicht zurückgekehrt; ich ließ mich an die entlegenste Regierung des Staates, nach Gumbinnen versetzen — von dort reiste ich hierher, um durch Gisbert von seinem Onkel Nachricht über meine Frau zu erhalten und zugleich den treuen Freund wiederzusehen. Und ich treffe auch Dich hier, Du braver Franz, und ich wollte, Du könntest mit mir fühlen, wie mir wieder eine Last vom Herzen gefallen ist, nachdem ich auch dem zweiten Freunde, den ich liebe wie den ersten, mich entdecken und auch in seinen Augen habe lesen können, daß noch ein edles und zugleich ein so lebhaft und feurig schlagendes Herz meinem Handeln seine Zustimmung gibt."

Mahlberg endigte seine Mittheilung.

Franz Horst hatte ihm still zugehört. Er saß auch jetzt schweigend da, in tiefem Nachsinnen; er drückte nur, wie dankbar, dem Freunde die Hand. Nach einer Weile aber sprach er:

„Du hast gehandelt wie ein Ehrenmann. Aber was Deine Ehre Dir verbot, das fordert sie von Deinen Freunden."

„Franz", rief Mahlberg, „hätte ich Dir darum mein Vertrauen geschenkt? Soll das Dein Dank sein?"

„Wo hält sich der Regierungsrath Schilden jetzt auf?" fragte der Jüngling.

„Ich beſchwöre Dich, Franz! Stelle meine Ehre nicht doppelt bloß, indem Du ſie zu beſchützen meinſt.“

Da ſah der junge Student den ältern Freund mit ſo klarem Blick an.

„Fürchte nichts, Mahlberg. Ich werde jenen Menſchen nicht aufſuchen, nicht heute, nicht jemals; das verdient der Elende nicht. Aber der Zufall, vielmehr ſein Geſchick, wird ihn mir einmal entgegenführen, und dann werde ich in anderer Weiſe, als Du es durfteſt, ihm zeigen, wie man niederträchtige Verräther züchtigt. Sage mir nicht, wo er iſt; er entgeht mir nicht. Und je höher ſein Ehrgeiz, wie Du es nennſt, ihn ſeine Carrière hat machen laſſen, deſto ſicherer und gerechter wird das ihn treffen, was ihm werden muß. — Und nun ſprechen wir von Gisbert. Auch ihn drückt etwas. Und es iſt etwas Schweres. Ich habe es ihm oft angeſehen. Er hat allerdings einen ruhigen, faſt phlegmatiſchen Charakter. Aber das Phlegma, das er zeigt, iſt nicht ganz ſeine Natur. Ein großer Theil davon iſt mir immer wie gemacht vorgekommen; er will darunter den Druck, das Leiden, den Schmerz ſeines Innern verbergen, wie er überhaupt zu den Menſchen gehört, die nicht bemerkt ſein wollen, die ihr Glück am meiſten in ihrem innern Leben finden. Sie müſſen freilich deshalb ein gewiſſes Maß

ruhig und harmoniſch geſtalten zu können. Ihr Phlegma iſt ihnen dazu gleichſam der Panzer, der Fremdes und Störendes von ihnen abhält."

„Ich glaube", ſagte Mahlberg, „daß Du unſern Freund richtig beurtheilſt. Es drückt ihn in der That etwas Schweres. Was es iſt, darf ich Dir nicht ſagen; es iſt ſein, nicht mein Geheimniß. Sein Unglück hat Aehnlichkeit mit dem meinigen, und es iſt doch ein ſo ganz anderes, und auch er kann ſich ihm nicht entziehen, er vielleicht noch weniger als ich."

Sie hatten die Waldſchenke erreicht, die das Ziel ihrer Fahrt war.

Sie waren um die Höhe des Hainbergs herumgefahren und hatten ſich dann lange in dem Walde gehalten, der auf der andern Seite des Bergs ſich weit in das Land hineinzieht; darauf waren ſie in eine ſchmale Schlucht eingebogen, an deren jenſeitigem Ende die Schenke, noch unter Bäumen, aber am Saume des Waldes, vor ihnen lag.

Es war ein einzelnes Haus. Vor ſeiner ganzen Fronte hin zogen ſich zu beiden Seiten der Eingangsthür zwei lange Lauben von Weinreben. Rechts war ein

Die Stille wollte den beiden Freunden, als sie vorfuhren, fast sonderbar vorkommen. Man hatte im Hause das Nahen des Wagens schon seit ein paar Minuten hören müssen; dennoch ließ sich kein Mensch zum Empfange sehen. Der Kutscher fuhr nach der Stallthür hin; die Thür war nur angelehnt; auf einmal wurde sie von innen fester zugezogen und verschlossen, ohne daß Jemand zum Vorschein kam.

„Wirthschaft!“ rief Horst laut.

Auch auf den Ruf erschien Niemand.

Er wollte sich verwundern.

„Die Leute hier sind doch sonst so aufmerksam.“

Er wiederholte seinen Ruf lauter.

Endlich kam eine alte Magd aus dem Hause.

Sie sah verlegen, ängstlich aus.

„Was befehlen die Herren?“ fragte sie scheu.

Horst verwunderte sich noch mehr.

„He, alte Ilse, seit wann bedienst Du denn die Gäste hier? Früher war nur der Kuhstall Dein Departement.“

Die Alte hatte keine Antwort.

„Wo ist die Frau Lehmann?“ fragte der Student.

„Ich weiß es nicht.“

„Wo ist denn Mariannchen?“

„Ich weiß es auch nicht.“

„Hier geht etwas vor", ſagte der Student, „und ich muß wiſſen, was es iſt."

Er ging in das Haus.

Er war bekannt darin.

Als er in den Flur trat, kam ihm durch eine Seitenthür ein hübſches junges Mädchen entgegen.

Sie ſah verſtört aus wie die alte Magd.

„Mariannchen, was habt Ihr denn hier?"

„Nichts, nichts, Herr Horſt."

„Nichts, nichts? Ich muß auch das Nichts wiſſen, aller Logik Göttinger Profeſſoren zum Trotz."

Er ging zu der Thür, durch die das Mädchen gekommen war.

„Um Gotteswillen, Herr Horſt!" hielt ſie ihn faſt gewaltſam zurück.

Er drang nicht weiter vor.

„Mariannchen, iſt hier ein Unglück paſſirt?" fragte er.

Das Mädchen ſah ihn noch einen Augenblick zweifelhaft an.

„Wer iſt der Herr, der mit Ihnen kam, Herr Horſt?"

„Ah, Ihr hattet uns alſo geſehen?"

„Ja."

„Und darum Eure Angſt?"

des Fremden willen, Herr Horſt."

„Er iſt ein alter Freund und Kriegskamerad von mir.“

„Und zuverläſſig?“

„Wie Gold und Sie, Mariannchen.“

„Dann hören Sie. Im Tanzſaale liegt ein Student ſchwer verwundet. Sie fürchten, daß er ſterben müſſe.

„Ein Duell?“

„Ja.“

„Und wer iſt es?“

„Wir kennen die Herren nicht.“

„Wie ſieht der Verwundete aus?“

„Ein großer, hübſcher Herr mit blonden Haaren.“

„Aſchen!“ tauchte eine Ahnung in dem Studenten auf.

„Haben Sie den Namen Aſchen oder Gisbert gehört, Mariannchen?“

„Sie nannten gar keine Namen. Die Herren ſchienen ſehr erbittert gegen einander zu ſein. Es werde heiß und ſchwer hergehen, hörte ich einen ſchon vorher ſagen.“

„Mariannchen“, ſagte der Student, „rufen Sie einen der Herren heraus; der Franz Daniel Horſt ſei da, ſagen Sie.“

Das Mädchen kehrte durch die Thür zurück, durch die ſie gekommen war.

Nach ein paar Augenblicken trat mit ihr ein Student heraus.

Es war eine jener großen, ſchlanken und doch kräfti-

gen-Kurländergeſtalten, die man noch heute oder heute wieder auf den deutſchen Univerſitäten häufig antrifft.

„Iſt es Gisbert Aſchen, Rurik?“

„Leider ja.“

„Iſt es ſo gefährlich mit ihm, wie das Mädchen ſagte?“

„Es war gefährlich. Die große Pulsader unter dem rechten Arm war ihm durchgeſchnitten. Konnte ſie nicht unterbunden werden, ſo war der Tod unvermeidlich. Es dauerte lange, ehe ſie nur gefunden wurde. Dann wollte lange das Unterbinden nicht glücken. Dieſe gewöhnlichen Paukärzte verlieren bei ungewöhnlichen Dingen den Kopf.“

„Und wie iſt es jetzt?“

„Alles in Ordnung. Der Verwundete muß nur Ruhe haben. Zum Abend bringen wir ihn in die Stadt.“

„Warum kann er nicht hier bleiben?“

„Die Wirthsleute wollen uns nicht über Nacht behalten. Hier ſei noch nie ein Duell geweſen; die Sache könne ruchbar werden; man nehme ihnen dann die Wirthſchaftsconceſſion.“

„Darfſt Du mich zu ihm führen, Rurik?“

„Er ſoll ſich vor jeder Aufregung hüten, ſagt der Arzt. Aber ich will fragen.“

Horſt beſann ſich.

„Frage nicht. Ich verzichte, es iſt beſſer.“

Der Kurländer kehrte in den Tanzſaal zurück, der heute zum Paukſaal geworden war.

Horſt ging in die Laube vor dem Hauſe, in welcher Mahlberg zurückgeblieben war.

„Kaffee!“ beſtellte er vorher bei dem hübſchen Mariannchen.

„Ein eigenes Zuſammentreffen!“ ſagte er zu Mahlberg. „Aſchen hat ſich hier geſchlagen.“

„Und?“

„Er iſt ſchwer verwundet, aber außer Gefahr.“

„Und wir gehen nicht zu ihm?“

„Er ſoll in vollſter Ruhe bleiben, ohne die geringſte Aufregung. Nun würde mein Anblick ihn freilich nicht aufregen, aber deſto mehr der Deinige, ſchon die Nachricht von Deiner Anweſenheit. Da verzichtete ich ganz.“

„Du thateſt recht.“

„Ich werde aber heute Nacht bei ihm wachen und morgen führe ich auch Dich zu ihm.“

Mariannchen brachte den Kaffee.

Sie ſah noch verſtört aus, aber Schreck und Angſt hatte ſie überwunden; da mußte ſie erzählen.

„Es war das erſte Duell hier im Hauſe, Herr Horſt. Aber dieſe Angſt, die ich gehabt habe! Wie die Hiebe fielen! Und wie die Funken aus dem Stahle flogen!“

„Sie mußten alſo trotz Ihrer Angſt zuſehen, Mariannchen?“

„Nur zuhören, Herr Horſt, und nur einmal ſah ich einen Augenblick durch die Thür. Ich hatte ſo viel von den Duellen der Herren Studenten gehört, oder von den Paukereien, wie die Herren ſagen.“

„Erzählen Sie, Mariannchen.“

„Die Herren“, erzählte Mariannchen, „kamen gegen Mittag hier an, in zwei Kutſchen. Die Kutſcher ſagten nachher, ſie hätten Umwege gemacht, damit man ſie nicht verfolgen ſolle. Aus dem erſten Wagen ſtiegen vier Herren heraus, die alle ſo wüſt und häßlich ausſahen; die Bärte und die Haare und die Kleider waren ihnen ſo unordentlich. Am häßlichſten unter ihnen war ein Großer, Starker mit einem rothen, breiten Geſicht. Er und einer von ſeinen Begleitern, waren die einzigen, die ich ſchon früher hier geſehen hatte; im vorigen Herbſt, an einem Sonntag, als Tanz hier war. Sie gingen damals auf den Tanzboden, fingen mit aller Welt Streit an und wurden zuletzt von den Bauerburſchen hinausgeworfen. Die forderten nun auch ſogleich Rum. Aus der zweiten Kutſche kamen nur feine, vornehme Herren, und beſonders gefiel mir der hübſche blonde Herr, der nachher von dem Andern, dem Häßlichen mit dem breiten, rothen Geſichte, ſo ſchwer verwundet wurde. Sie gingen gleich nach

ihrer Ankunft in den Tanzſaal. Daß ſie ſich dort duelliren wollten, ſagten ſie nicht. Mein Vater hätte ihnen ſonſt den Tanzſaal nicht aufgeſchloſſen. Aber wir wurden es bald gewahr, freilich als es zu ſpät war. Ich mußte Waſſer, warmes und kaltes, in den Saal tragen, und da ſah ich, wie einer von den Herren Verbandzeug auspackte, Meſſer und Scheeren und Leinewand und Charpie, und dann, wie die Beiden, der große Häßliche und der hübſche Blonde, ihre Röcke auszogen und wie ihnen große Schläger in die Hand gegeben wurden. Ich konnte vor Schreck kaum wieder aus dem Saale kommen. Draußen aber mußte ich an der Thür ſtehen bleiben, um zu wiſſen, was nun weiter kommen werde. Und da ging denn ein ſchreckliches Schlagen los; Hieb fiel auf Hieb und immer ſchneller und ſchwerer. Und dabei hörte man nichts Anderes; keiner von allen den Menſchen, die da waren, ſprach ein Wort. Es war, als wenn die Beiden ſich ſchlagen wollten, bis der eine von ihnen todt ſei, und als wenn alle die Andern das ruhig abwarten wollten. Es wurde mir ordentlich grauſig und ich mußte einmal durch die Thür ſehen, die ich nur angelehnt hatte. Und da ſah ich, wie der Häßliche, der beinahe um einen Kopf länger war als der Andere, immer von oben her auf dieſen einſchlug, daß die Funken aus der Klinge fuhren; und er wurde immer zorniger und

röther im Geſichte, weil er ſeinem Gegner nichts anhaben konnte. Der hübſche blonde Herr ſtand dem wüthenden Menſchen ſo ruhig gegenüber, als wenn er nur mit ihm ſpiele. Ich dachte mir, er wolle es ſo abſehen, wann er ihm einen tüchtigen Hieb verſetzen könne. Auf einmal war es anders gekommen. Wie, das wußte ich ſelbſt nicht. Ich hatte nichts Beſonderes geſehen oder gehört; aber plötzlich ſah ich Blut in die Höhe ſpritzen, zur Erde fließen; die beiden Gegner wurden auseinander geriſſen; der blonde Herr wurde weiß wie die Wand und ſank um. Ich flog aus der Thür zurück, mir vergingen die Sinne; ich ſah und hörte lange nichts, bis meine Mutter vor mir ſtand, auch mit einem leichenblaſſen Geſichte, und mir ſagte, der blonde Herr ſei ſchwer verwundet, und die beiden Aerzte fürchteten, er werde nicht mehr lebend den Saal verlaſſen. Nachher iſt es aber doch mit ihm wieder beſſer geworden und jetzt iſt er außer Gefahr."

Die beiden Freunde warteten, bis der Tag ſich zum Abend neigte. Sie ließen dann zuerſt den Wagen mit dem Verwundeten langſam zur Stadt fahren und fuhren darauf ſelbſt ſchneller zurück.

Der Abend war dunkel geworden.

Das hübſche Gretchen ſtand in dem Zimmer ihres Hausgenoſſen, des Studenten Freiherrn Gisbert von Aſchen.

In dem Zimmer war kein Licht.

Gretchen hatte Lampe und Kerze auf den Tiſch geſtellt und Feuerzeug daneben. Sowie ſie den Herrn die Treppe heraufkommen hörte, konnte ſie Licht machen, daß er das Zimmer hell fand, wenn er eintrat.

Aber er kam noch immer und immer nicht.

Sie wartete vergebens auf ihn, ſchon lange. Sie horchte nach der Straße hinaus, ſie horchte nach der Treppe hinunter. Draußen in der Weender Straße wogten an dem ſchönen Sommerabend die Menſchen wohl auf und ab, ſcherzend, plaudernd, lachend, luſtige Lieder ſingend, Liebe flüſternd. Aber ein Wagen kam nicht, die Hausthür unten wurde nicht aufgemacht, und drinnen blieb es auf der Treppe ſtill, und in dem dunklen Zimmer des Studenten hörte man nur den ſchweren Seufzer, der ſich der Bruſt des jungen Mädchens entrang.

Sie warf einen Blick über die Straße hinüber nach den Fenſtern der ſchwarzen Maske. Die Fenſter waren hell, aber die Vorhänge waren zuſammengezogen. Man konnte trotzdem ſehen, wie in dem Zimmer ſich Jemand

in der Nähe der Fenſter bewegte; manchmal ſchien es ihnen ganz nahe zu kommen; ein Kopf mußte ſich an die Scheiben gelegt haben.

„Sie horcht wie ich“, ſagte ſich Gretchen. „Was mag er ſie angehen? Ob ſie ſchön iſt?“

Da kam Jemand die Treppe herauf.

„Der Baron? Hätte ich überhört, daß die Hausthür aufging? Ich achtete nur auf die Maske. Was geht ſie denn mich an?“

Gretchen flog vom Fenſter zu dem Feuerzeuge am Tiſch. Sie flog wieder zurück zu dem Fenſter; ſie zog auch die Vorhänge zuſammen.

„Die drüben braucht nicht zu wiſſen, was hier vorgeht.“

Dann zündete ſie das Licht an.

Die Thür wurde geöffnet.

Franz Horſt trat ein.

„Sie, Herr Horſt?“

„Wie Sie ſehen, ſchönes Gretchen.“

Der Student Gisbert von Aſchen lebte ſehr eingezogen, wie Horſt dem Hauptmann oder Regierungsrath Mahlberg erzählt hatte, ging wenig aus und ſah wenig Bekannte bei ſich. Horſt war aber doch wohl manchmal bei ihm geweſen, und ſo war der junge Student mit dem hübſchen Gretchen bekannt wie

draußen in der Waldſchenke mit dem hübſchen Mariannchen.

„Sie hatten mich wohl nicht erwartet, Gretchen?“ fragte er.

„Nein, Herr Horſt.“

„Aber den Baron Aſchen?“

„Ja.“

„Er wird in einer Viertelſtunde hier ſein.“

„Sie wiſſen von ihm? Was iſt mit ihm geſchehen?“

„Er iſt verwundet.“

Gretchen wurde leichenblaß; ſie war am Umſinken wie am Nachmittage das hübſche Mariannchen in der Waldſchenke.

„Na, armes Gretchen, ſetzen Sie ſich. Es hat keine Gefahr mit ihm. Ich werde nur heute Nacht bei ihm wachen —“

„Und ich, Herr Horſt!“

„Wir beide alſo, und —“

Der Student wollte einen Scherz hinzufügen. Es verging ihm doch, als er in das angſtvolle Geſicht des hübſchen Kindes ſah.

„Mir lag es den ganzen Tag in den Gliedern“ ſagte ſie. „Und als er den Nachmittag nicht nach Hauſe kam, und es immer ſpäter wurde, da wußte ich, daß meine Angſt keine vergebliche geweſen war.“

„Wußten Sie von dem Duell, Gretchen?"

„Schon ſeit heute Morgen."

„Durch wen?"

„Durch den Stiefelwichſer."

„Ja, ja!"

Die Stiefelwichſer auf den deutſchen Univerſitäten ſind eine ganz beſondere Sorte von Menſchen. Der einzelne bedient zwanzig, dreißig, mancher bis zu vierzig, fünfzig Studenten von Süd und von Nord, Freund und Feind, wie es ſich trifft. Sie ſind jedem Studenten ſein Factotum, ohne das er nicht beſtehen kann; hat der „Wichſier" ihm nicht die Stiefel geputzt und die Kleider gereinigt, ſo kann er nicht ausgehen; verſetzt der Wichſier ihm nicht bei dem Juden ſeine Sachen, ſo kann er nicht leben. So wird der Stiefelwichſer ſein Vertrauter und erfährt Alles, was auf der Univerſität paſſirt. Und niemals mißbraucht er das Vertrauen. Seine einzige Vertraute wieder iſt nur die Aufwärterin des Studenten, aber auch nur, wenn ſie dieſem treu iſt, und das erkennt der Wichſier mit einem faſt wunderbaren Scharfblick.

Gretchen hatte ſich von ihrem Schreck erholt. Sie mußte es; ſie hatte noch Mancherlei für ihren Baron zu beſorgen.

Nach einer Viertelſtunde kam der Verwundete. Er

hatte die Treppe hinaufſteigen können; zwei Studenten mußten ihn nur ſtützen. So ſchritt er auch in das Zimmer. Aber dann fiel er trotz ſeiner kräftigen Natur zuſammen, und in das Bette mußten ſie ihn tragen.

Gretchen leuchtete ſtumm. Wie durfte ſie in Gegenwart der Studenten ſprechen! Einer von ihnen kam ihr ohnehin ſo ſonderbar vor. Aber das Licht flog in ihrer zitternden Hand, daß es zu erlöſchen drohte.

„Was zittert Sie denn?“ fuhr der Student ſie an, der ſo ſonderbar ausſah.

„Der arme Herr!“ mußte Gretchen ihm doch antworten.

„Er hätte beſſer pariren ſollen!“ lachte der Student.

„Er hat zu viel getrunken“, ſagte der zweite wie entſchuldigend zu dem hübſchen, bleichen Mädchen.

Es war der Kurländer Rurik, der dem Freiherrn ſecundirt hatte.

„Um meinen Aerger hinunterzuſpülen“, ſagte der andere. „Hat man je im Leben von einer ſolchen Paukerei gehört? Hat ſich der Menſch da geſchlagen, als wenn er einem Fuchs mit einem Rappier von Leder gegenüber ſtände! Und ſein Gegner war der erſte Schläger Göttingens, mit einer Klinge, die mehr als haarſcharf war. Es iſt, um ſich ſchwarz zu ärgern. Aber ich werde doch heute Nacht bei Dir wachen, Freund Gisbert.“

Der Freiherr war in ſein Bette gebracht.

Mit ihm gekommen waren ſein Secundant Rurik, der Paukarzt und der Angetrunkene.

Rurik nahm Franz Horſt auf die Seite.

„Wie werden wir den Menſchen los? Er kam unterwegs am Hainberge zu uns. Wir konnten ihn nicht entfernen. Um nicht Aufſehen zu erregen, mußten wir ihn mit heraufnehmen. Er hätte die ganze Straße zuſammengerufen.

Franz Horſt wußte ein Mittel.

„Ich werde hier heute Nacht wachen. Nach einer halben Stunde ſchicke ich ihn zu Euch in die Kneipe, um Wein für ihn und mich zu holen. Dort haltet Ihr ihn unter irgend einem Vorwande oder mit Gewalt zurück.“

„So wird es gehen.“

Der Arzt hatte den Verwundeten im Bette zurecht gelegt, noch einmal nach dem Verbande geſehen, nach dem Puls gefühlt.

„Der Verband iſt in Ordnung“, erklärte er. „Der Puls iſt wenig ſchwach. Das Fieber wird nicht ſehr ſtark werden. Dieſe Weſtfalen, Edelmann wie Bauer, haben eine Heidennatur.“

„Sie leben ja auch in grauen Haiden“, ſagte Knüppel, der Angetrunkene.

„Er bedarf", fuhr der Arzt fort, „nur der unbedingteſten Ruhe. Dann iſt durchaus keine Gefahr mehr da. Ich werde dennoch in einer Stunde wiederkommen, um nachzuſehen. Im Uebrigen habe ich die Aufwärterin inſtruirt, die mit ihrer Mutter bei ihm wachen wird."

„Ich werde hier wachen!" rief Knüppel. „Und dann brauchſt Du gar nicht wiederzukommen, Paukdoctor. Ich bin ſelbſt Mediciner — in meinem ſechsten Semeſter."

Dann ſah er ſich das hübſche Gretchen näher an.

„Ah, ah, mein ſchönes Kind! Wir beide wachen hier, und weißt Du was? Deine Mutter braucht in unſerm Bunde nicht die Dritte zu ſein. Sie kann ſchlafen gehen."

Rurik und der Arzt hatten ſich durch Blicke verſtändigt.

Sie gingen.

„Du gehſt nicht auch, Fuchs?" fragte Knüppel den jungen Studenten Franz Horſt.

Franz Horſt war preußiſcher Offizier, hatte in Feldſchlachten ſich Orden und Ehrenzeichen erworben. Auf der Univerſität war er nur ein Fuchs, und Knüppel, der ſchon fünf, beinahe ſechs Semeſter akademiſcher Zeit hinter ſich hatte, ſtand als „bemooſtes Haupt" unendlich hoch über ihm.

Franz Horſt mußte das anerkennen, wenn er nicht ſofort den Skandal haben wollte, den Rurik befürchtet hatte.

„Als Dein Fuchs, Knüppel!“ ſagte er. „Um Dir zur Hand zu ſein und es Dir bequem zu machen.“

„Das läßt ſich hören, Fuchs. Du ſcheinſt zu den vernünftigen Füchſen zu gehören. So werde ich es mir denn hier bequem machen.“

Er wollte ſeinen Rock aus- und dafür den geblumten Schlafrock des Verwundeten anziehen.

Er ſah ſich vorher um.

„Aber zum Teufel, ich ſehe hier nichts zu trinken. Verdurſten darf der Menſch nicht.“

„Was ſoll ich Dir holen, Knüppel?“

„Wein! Was ſonſt? Lebt der Menſch von Waſſer? Und höre, Fuchs, guten! Verſtehſt Du Dich auf alten Franzwein?“

„Ich bin noch zu jung, Knüppel.“

„Das ſieht man“, ſagte Knüppel mit großer Verachtung.

„Wäre es daher nicht beſſer“, fragte Horſt, „wenn Du ſelbſt den Wein holteſt? Dich betrügen ſie nicht. Hier iſt Geld. Und in der Michaelskneipe, fünf Häuſer von hier, ſoll guter Wein ſein.“

„Du biſt wahrhaftig ein vernünftiger Fuchs“, meinte Knüppel.

Er nahm das Geld und ging.

„Er wird nicht wiederkommen“, ſagte Horſt zu dem Verwundeten. „Sie halten ihn in der Kneipe. Ich hatte es mit Rurik verabredet.“

Dann nahm Horſt die Hand des Freundes.

„Endlich können wir mit einander ſprechen.“

„Und Du willſt mir Vorwürfe machen, Franz?“

„Später, Gisbert! Doch nein, nie! Wenn es auch Thorheit war, Dich mit jenem Menſchen zu ſchlagen, es war eine Thorheit des bravſten, edelſten Herzens, und man muß Dich um ſo mehr lieben. Das nur wollte ich Dir ſagen, und nun ſchlafe, Du lieber Freund.“

Aber der Freiherr konnte noch nicht ſchlafen.

Gretchen ſtand am Fußende des Bettes, beſcheiden ſich zurückhaltend.

Er hatte auch mit ihr noch nicht ſprechen können.

„Gretchen!“ rief er ſie zu ſich.

Sie kam mit dem blaſſen und demüthigen Geſichte zu ihm.

Er nahm ſeine Hand aus der des Freundes und gab ſie dem Mädchen.

„Und Du, mein liebes Gretchen, biſt auch Du mir nicht böſe? Ich werde Dir nun ſo viele Sorge machen.“

„O lieber Herr Baron —“

Sie konnte nicht mehr ſagen. Sie bedeckte das weinende Geſicht mit der Schürze. Dann riß ſie ſich von ihm los.

„Ich muß Ihnen Limonade bereiten, befahl mir der Doctor“, ſagte ſie doch noch.

„Und nun ſchlafe, Gisbert“, ſagte Horſt noch einmal.

Aber der Freiherr konnte es auch jetzt nicht.

„Setze Dich ans Bett, Franz. Ich habe nothwendig mit Dir zu ſprechen.“

„Der Doctor gebot Dir die vollſte Ruhe.“

„Eben damit ich ganz ruhig ſein kann, muß ich mit Dir reden.“

„So rede, Gisbert.“

„Ich habe Dir ein Geheimniß anzuvertrauen, Franz. Ich bin verheirathet.“

„O, o!“ mußte Franz Horſt rufen.

„Für den Fall, daß ich ſollte ſterben müſſen“, fuhr der Verwundete fort, „habe ich nun eine Bitte an Dich.“

„Wie kannſt Du an Sterben denken, Gisbert? Der Arzt fand nicht die geringſte Gefahr.“

„Ich fühle mich ſo beſonders ſchwach, und an den Tod darf man ſchon immer denken. Aber zu meiner Bitte. Meine Frau liebt mich und ich liebe ſie. Wir haben es dennoch kaum anderthalb Jahr als Eheleute

mit einander aushalten können. Warum, wirſt Du ſchon ſpäter erfahren. Sollte ich nun ſterben, ſo ſuche meine Frau auf und ſage ihr, daß ich ſie bis zu dem letzten Augenblicke meines Lebens geliebt habe, daß ich ihr nie böſe geweſen bin, daß ich ihr Alles verziehen habe, und daß ich ſie bitte, ſie möge mir Alles verzeihen. Sage ihr dabei, mein Teſtament werde ihr der Onkel Florens bringen, aber er werde in ſeiner Liebe zu mir ihr ſchwere Vorwürfe machen wollen; ſie ſolle ſich die nicht zu ſehr zu Herzen nehmen; gerade darum ſchickte ich Dich zu ihr. Und nun werde ich ſchlafen."

„Wo iſt Deine Frau?" mußte Franz noch fragen.

„Du wirſt es vom Onkel Florens erfahren."

„Und wo iſt Dein Onkel Florens?"

„Hier! Gute Nacht, Franz!"

Er ſchloß die Augen.

Sie mochten ihm matt und müde genug ſein. Die Operation des Auffindens und Unterbindens der durchſchnittenen großen Arterie hatte lange gedauert; der Verwundete hatte dabei viel Blut verloren.

Franz Horſt fragte ihn nicht weiter.

Er ſchüttelte nur ſtill den Kopf und ſetzte ſich dem Bette gegenüber in einen Lehnſeſſel.

„Sonderbare Menſchen!" ſagte er da für ſich. „Auch der Onkel Florens ſoll ein Sonderling ſein. Aber brav

ſind ſie alle! Und mit dem Sterben wird es Zeit haben. Und morgen früh —"

Er dachte in der Stille des Krankenzimmers ſtill weiter nach.

Gretchen trat mit der Limonade ein.

Sie wagte kaum den Boden zu berühren.

„Er ſchläft?" fragte ſie.

„Er ſchläft. Gehen auch Sie ſchlafen, Gretchen. Ich bin hier genug."

Sie wollte nicht.

„So legen Sie ſich in dem vordern Zimmer auf das Sopha. Sie haben es wahrhaftig nöthig. Sie ſehen ja elender aus als der Kranke."

Ein ſchwerer Seufzer des Mädchens antwortete ihm.

„Aber wenn etwas vorfällt, wecken Sie mich ſogleich, Herr Horſt."

„Ja, Gretchen."

Damit ging ſie in das vordere Zimmer.

Es war zehn Uhr geworden. Die Stunde war verfloſſen, nach deren Ablauf der Arzt hatte wiederkommen wollen.

Der Verwundete war eingeſchlafen. Aber ſein Schlummer wurde ein unruhiger. Er warf den Kopf hin und her. Wenn er auch noch die Schultern bewegte, ſo konnte der Verband ſich löſen. Mit der linken Schulter zuckte

er ſchon. Franz Horſt legte ihm leiſe ſeine Hand darauf. Das war wohl gefehlt. Der Verwundete fühlte in ſeinem Halbſchlaf nur einen neuen Druck, deſſen er ſich entledigen mußte. Er verſuchte es durch einen heftigen Ruck.

„Schlaf, Gisbert!“ ſuchte Horſt ihn zu beruhigen.

Der Kranke fuhr auf, wie aus einem ängſtlichen Traume.

„Liege ruhig, lieber Gisbert.“

Der Kranke erkannte die Stimme.

„Ah Du, Franz!“

Er lag ruhig.

Aber Franz Horſt kam es vor, als wenn durch den Ruck und das Auffahren der Verband ſich verſchoben habe. Er ſah näher hin. Er entdeckte Blut, friſches Blut. Der Verband mußte gelockert ſein; vielleicht war es noch ſchlimmer.

Horſt erſchrak. Einen Augenblick horchte er, ob der Arzt noch immer nicht komme.

Er hörte nichts.

Dann war ſchnell ſein Entſchluß gefaßt. Ohne ſchleunige Hülfe konnte, mußte der Verwundete verbluten.

Er ging in das vordere Zimmer.

Gretchen lag dort auf dem Sopha.

„Gehen Sie zu dem Kranken, Gretchen. Ich hole den Arzt. In fünf Minuten bin ich wieder da.“

Das Mädchen erſchrak wie er.

„Was iſt es, Herr Horſt?“

„Hoffentlich nichts. Sorgen Sie nur, daß er ſich nicht rührt. Unter keinen Umſtänden.“

Er eilte fort.

Gretchen ging zu dem Kranken.

Er ſchlief, und wieder ruhiger.

Sie ſetzte ſich an ſein Bett.

Sie überwachte mit dem angſt- und hoffnungsvollen hübſchen Geſicht ſeinen Schlaf.

In dem vordern Zimmer öffnete ſich die Thür, vernahm man einen Schritt.

„Der Herr Horſt ſchon zurück?“ dachte Gretchen.

Aber es war nicht der Schritt eines Mannes.

„Meine Mutter! Sie will ſehen, wie es hier ſteht.“

Aber es war auch nicht die Mutter.

Die nur angelehnte Thür des Krankenzimmers wurde geöffnet.

Eine ſchwarze Maske ſchaute in das Zimmer.

Als ſie nur das Mädchen bei dem Kranken ſah, trat ſie ganz hinein.

Hatte die ſchwarze Maske gegenüber den ganzen Abend an ihrem Fenſter gelauſcht und beobachtet, bis der

letzte der Begleiter des Freiherrn, die ſie bei ihm wußte, gegangen war?“

„Er ſchläft!“ flüſterte ihr Gretchen bittend entgegen.

Die ſchöne, feine Geſtalt der ſchwarzen Maske ſchlich auf den Fußſpitzen näher.

„Er iſt verwundet?“ fragte ſie das Mädchen.

„Wie Sie ſehen.“

„Schwer?“

Gretchen ſtand auf, ging in eine Ecke des Zimmers und winkte der Dame, ihr zu folgen.

Die Maske folgte ihr.

Und dort, wo der Kranke auch ihr leiſeſtes Flüſtern nicht mehr hören konnte, ſagte das brave Mädchen mit ihrer leiſeſten Stimme zu der Dame:

„Er ſoll ſehr gefährlich verwundet ſein. Die große Pulsader unter dem Arm iſt ihm durchgehauen. Die Herren waren alle beſorgt für ſein Leben. So eben wird der Arzt gerufen.“

„O mein Gott!“ rief die Dame.

Sie rang die Hände. Sie wollte durch das Gemach eilen. Sie beſann ſich, daß ſie kein Geräuſch machen dürfe. Sie mußte ſich in anderer Weiſe Luft machen. Sie riß die ſchwarze Maske vom Geſicht.

Gisbertine, Freiin und Freifrau von Aſchen, ſtand in ihrer vollen Schönheit da.

Das Geſicht zeigte die Furcht, die Angſt, die Sorge, den Schmerz, die Vorwürfe, die ihr Inneres zu verzehren drohten. Sie konnten ſeine vornehme, ſo echt ariſtokratiſche, blendende Schönheit nicht verwiſchen.

Gretchen, die hübſche Aufwärterin, ſtand beſtürzt vor ihr. Ein ſcharfer Stachel hatte ſich ihr wohl tief in das junge Herz gebohrt. Sie blieb wie feſtgebannt in dem dunklen Winkel des Zimmers ſtehen, als wenn ſie einer ſolchen Schönheit gegenüber nicht mehr an das Licht hervortreten dürfe, als wenn ein Gefühl der Vernichtung über ſie gekommen ſei.

Gisbertine ſetzte ſich an das Bett des Kranken. Sie nahm Gretchen's Platz ein.

Gretchen wehrte es ihr nicht.

„Sie muß ja ein Recht dazu haben", ſagte ſie ſich. Aber dann mußte ſie ſich doch fragen: „Wer iſt ſie denn, daß ſie ein Recht dazu hat?"

Gisbertine beugte ſich mit dem ſchmerzvollen Geſichte über den Kranken. Sie wollte ihre Lippen auf ſeine Stirn legen, nur hauchend. Sie wagte es nicht.

Er ſchlief. Er hatte nichts von dem wahrgenommen, was geſchehen war. Er ſchlief wieder ruhig.

Gisbertine ſah ſeinen ruhigen Schlummer. Da kam ihr ein anderer Gedanke. Sie ſah ſich nach dem Mädchen um. Sie hatte ihm etwas zu ſagen.

„Ich werde die Nacht hier bleiben, bei dem Kranken wachen. Wären Sie so gut, in meine Wohnung drüben zu gehen und es meiner Jungfer zu ſagen? Sie weiß nicht, wo ich bin.“

Sie ſprach nicht ſtolz wie am Morgen; ſie war freundlich gegen das Mädchen; ihr ſcharfes und erfahrenes Auge hatte ihr wohl in den paar Augenblicken das etwas leicht empfängliche, aber doch ganz unſchuldige Herz des Kindes gezeigt.

Gretchen ging gehorſam.

Gisbertine ſah wieder nach dem Kranken. Er ſchlief noch ruhig. Aber er lag ſo blaß, ſo erſchöpft da; man ſah, wie der Blutverluſt ihm alle ſeine Kräfte genommen hatte; es hätte ihr ängſtlich werden müſſen, hätte ſie nicht ſeinen Athem gehört. Wie ganz anders mochte ſein Ausſehen geweſen ſein, als ſie ihn zum letzten Mal geſehen hatte! Wie mochte er damals friſch, geſund, blühend geweſen ſein! Und warum war er jetzt ſo ganz anders? Was hatte ihn, den Mann, der längſt über die Studentenjahre und Studentenduelle hinaus war, ihren, Gisbertinens Gatten in dieſes Leben und Treiben wieder hineingeworfen?

Gisbertine ſtarrte in ſchmerzlichem Nachdenken auf den Kranken.

Sie überhörte in ihrem tiefen Schmerze faſt,

daß Jemand die Treppe heraufkam und in das vordere Zimmer trat.

Sie mußte doch aufmerksam werden. Es war ein schwerer, ein so besonders schwerer Tritt. Die Aufwärterin war es nicht; die konnte auch noch nicht zurück sein. Gisbertine besann sich, daß das Mädchen gesagt hatte, der Arzt werde gerufen. Sie wollte nachsinnen, welche Stellung sie gegenüber dem Arzte einnehmen solle. Daß der Student von Aschen verheirathet sei, wußte hier Niemand, konnte Niemand ahnen. Aber der Schritt des Mannes in dem vordern Zimmer war auch so schwerfällig, schien ein heruntappender, schwankender zu sein.

Gisbertine wollte aufstehen, um zu sehen, wer es sei.

Die Thür der Hinterstube wurde geöffnet. Sie wurde plötzlich und heftig aufgerissen.

Ein Student stand darin, mit glühendem Gesichte, mit glotzenden Augen.

Es war Knüppel, schwer betrunken.

Gisbertine erschrak, als sie den fremden betrunkenen Menschen sah.

Knüppel lachte.

„Ah, ah, Schätzchen, also doch allein? Ohne Deine Mutter? Das ist brav! Hast wohl schon lange auf mich gewartet? Die Spitzbuben! Sie wollten mich nicht [illegible]assen! Wollten mich betrunken machen. Brachten

mich dann nach Hauſe. Bah, die Eſel! Ich war klüger als ſie alle. Ich mußte ja zu meinem Schätzchen kommen. Ich hatte es Dir verſprochen, Kind!"

Er war, während er ſprach, auf Gisbertine zugeſchwankt, die er durch die Weindünſte, die ihm den Blick trübten, für Gretchen hielt.

Gisbertine war in Todesangſt.

Sie mochte halb errathen, was es mit Knüppel war. Es verminderte ihre Angſt nicht.

Knüppel wollte ſie umarmen.

Sollte ſie ſich ihm entziehen? Durch Zurückſtoßen? Durch Flucht? Der Stoß konnte den Schwankenden niederwerfen, und wenn Knüppel fiel, ſo fiel er ſchwer, und ſein Fall glich einem Donnerſchlag. Ihre Flucht aber forderte den Menſchen zu einer Hetzjagd auf.

Und der Kranke ſchlief noch. Knüppel hatte in ſeiner Zärtlichkeit leiſe geſprochen.

Sie faßte ſich. Sie erhob ſich in ihrem ganzen vornehmen Stolze.

„Mein Herr! Machen Sie kein Geräuſch! Der Verwundete ſchläft."

Knüppel erkannte ſeinen Irrthum.

Aber Gisbertinen half es nicht.

„Teufel, das iſt ja nicht die Kleine! Wie viele Schätzchen hat der Aſchen denn? Laſſen Sie ſich einmal

beſehen, Mamſellchen! Wahrhaftig, nicht übel. Geſchmack hat er. Und Geld hat er ja auch! Nun, heute Nacht, mein ſchönes Kind —"

Der Verwundete wurde unruhig. Er warf den Kopf auf die Seite. Knüppel hatte lauter geſprochen, zu laut.

„Sie wecken ihn auf!" rief Gisbertine. „Schweigen Sie!"

„Ah bah!"

Der Kranke öffnete die Augen halb, nur halb aus dem Schlummer erwachend.

„Wer iſt da?" fragte er.

„Ich beſchwöre Sie!" rief Gisbertine Knüppel zu.

Sie rief es mit ihrer leiſeſten Stimme.

Der Kranke hatte ſie doch gehört.

Er öffnete die Augen weit. Er war völlig erwacht. Er fuhr in die Höhe, mit ſeinem ganzen Körper. Ein furchtbarer Schmerz warf ihn zurück.

Er wollte rufen, einen Namen, Gisbertinens Namen. Seinen bleichen Lippen entrang ſich ein unterdrückter Schmerzensſchrei.

„Er ſtirbt!" rief Gisbertine.

Knüppel wurde doch andern Sinnes.

„Bah, ſo geſchwind ſtirbt der Menſch nicht!" ſchrie er.

Dann mochte ihm wieder einfallen, daß er Mediciner im ſechsten Semeſter ſei. Er trat an das Bett und beugte ſich über den Kranken.

„Donnerwetter!“ rief er auf einmal. „Der Verband ſitzt ja ganz ſchief. Laß einmal ſehen, Aſchen! Wahrhaftig! Der Eſel von Paukdoctor! Verbindet man ſo die Axillaris? Komm her, mein Junge, den Verband muß ich Dir anders anlegen.“

Und Knüppel legte ſeine ſchwere Hand auf die Schulter des Verwundeten und griff nach dem Verbande, um ihn aufzutrennen, und der Verwundete war in wenigen Minuten eine Leiche, wenn es dem betrunkenen Menſchen gelang.

Gisbert von Aſchen war wieder zu ſich gekommen. Eine Ohnmacht war ihm nahe geweſen, hatte ihn ſchon gefaßt; unter den rohen Händen erhielt er das Bewußtſein wieder. Aber er konnte ſich nicht wehren, er konnte ſich ja nicht einmal rühren. Er hatte ſein Bewußtſein nur wiedergewonnen, um die Todesgefahr zu erkennen, in der er ſich befand.

„Menſch, Du bringſt mich um!“ rief er.

„Liege Du nur ſtill, mein Junge!“

„Hülfe! Hülfe!“ rief der Kranke mit ſeiner letzten Kraft.

Die Hülfe für ihn war ſchon da.

Gisbertine hatte den Betrunkenen ergriffen, um ihn von dem Kranken zurückzureißen.

Aber Knüppel war in ſeinem Rauſche plötzlich zu einem

Wahnſinnigen, einem Raſenden geworden. Er ſchwankte, er taumelte nicht mehr; er hatte die Kraft eines Rieſen.

„Zum Teufel, Mamſell, iſt Sie verrückt? Ich muß doch den armen Menſchen verbinden.“

Er ſchüttelte Gisbertine von ſich wie eine leichte Feder.

„Verbinden!“ rief er. „Die Axillaris muß anders unterbunden werden. Sie iſt eine Fortſetzung der Aorta, zweigt ſich ab von der Jugullaris. Alle Wetter!“

„Unglücklicher!“ rief Gisbertine.

Sie war wieder aufgeſprungen; ſie hatte ihn wieder ergriffen. Auch ſie hatte auf einmal Rieſenkräfte. Die Verzweiflung hatte ſie ihr gegeben, für den Gatten, für ſein Leben. Sie riß den Betrunkenen zurück; er mußte mit ihr kämpfen. Sie hielt den Kampf mit ihm aus; ſie rang mit ihm; ſie umſchnürte ihm die Arme. Der Verwundete war von dem Wahnſinnigen befreit. Aber das ſchwache Weib hatte jene übernatürliche Kraft nur einen Augenblick lang. Sie wankte; ſie wurde weiß wie der Schnee.

In dem vordern Zimmer wurde ein raſcher Schritt gehört. Die Thür ging auf.

Franz Horſt flog auf den Betrunkenen zu, riß ihn empor, warf ihn nieder. Es war ein Augenblick.

Auch Gisbertine war von dem Raſenden befreit.

Sie ſank ohnmächtig in die Arme Gretchen's, die dem jungen Studenten auf dem Fuße gefolgt war.

Franz Horſt wollte die fremde Dame verwundert anſehen.

Aber Knüppel hatte ſich wieder aufgerafft.

„Verdammter Fuchs", rief er, „was fällt Dir ein?"

„Daß Du Dich von hier fortmachen ſollſt", ſagte Horſt.

„He, ich muß ja den Gisbert verbinden!"

„Das kannſt Du draußen."

„Was?"

„Draußen, ſage ich Dir."

„Der Fuchs iſt wahrhaftig betrunken!" lachte Knüppel. „Aber in Einem haſt Du Recht, Franz Daniel. Ich habe ja mein Verbandzeug nicht hier. Ich werde es holen."

Franz Horſt wandte ſich nun zuerſt zu dem Verwundeten.

„That er Dir ſchon etwas, Gisbert?"

„Sie rettete mich!" ſagte der Kranke und zeigte nach der Ohnmächtigen.

„Wer iſt ſie?"

„Meine Frau."

Franz Horſt ging zu Gisbertinen.

Sie hatte die Augen noch geſchloſſen.

Sie war dennoch ſo ſchön.

Auch Gretchen ſagte es ſich.

Sie hatte die Worte des Verwundeten gehört.

„Wie ſchön ſie iſt! Und ſie iſt ſeine Frau!“

Wie mochte dem armen Kinde das Herz bluten!

Gisbertine ſchlug die Augen wieder auf.

Franz Horſt gab ihr ſeinen Arm und führte ſie zu dem Verwundeten.

„Gnädige Frau“, ſagte er leiſe, „ſein einziger Gedanke waren Sie.“

Gisbertine durfte ihren Gatten wieder küſſen, auf die weiße Stirn, auf die bleichen Lippen. Ihre Arme konnten ſich um die ſeinigen legen.

„O Gisbert, habe ich Dich wieder? Kannſt Du mir verzeihen?“

„Frage den Freund!“ ſagte er. „Aber mußt Du es denn noch?“

Er drückte ſeine Lippen auf die ihrigen, umſchlang ſie mit dem geſunden Arm, ſah ihr mit der vollen Liebe ſeines Herzens in die Augen.

„Nein, nein!“ rief ſie. „Du biſt ja das edelſte, das großmüthigſte Herz.“

„Herr Horſt!“ rief Gretchen leiſe den jungen Studenten auf die Seite. „Herr Horſt, wenn etwas nöthig ſein ſollte, ſo rufen Sie nur meinen Namen in den Gang hinaus.“

„Du willſt Dich ſchlafen legen? Du biſt müde, armes Gretchen!“

„Schlafen? Nein!“ ſagte ſie, den Kopf ſchüttelnd.

Sie verließ das Zimmer.

Sie war in dieſem Augenblicke vielleicht das unglücklichſte Herz auf der Welt.

Aber junge Mädchenherzen, die leicht unglücklich werden, können auch bald wieder glücklich werden.

Der Arzt kam, den Horſt gerufen hatte.

„Es war ja keine Gefahr; darum war ich nicht wiedergekommen“, ſagte der Paukdoktor der Studenten.

Er fand auch jetzt keine Gefahr, trotz Allem, was mit dem Kranken vorgegangen war.

„Er hat eine Heidennatur“, wiederholte er. „Ich ſagte es ja. Alle dieſe Weſtfalen. Aber nun muß ich auf der unbedingteſten Ruhe beſtehen. Er darf kein Wort mehr ſprechen und es darf kein Wort zu ihm geſprochen werden, die ganze Nacht nicht!“

Mit dem Befehle ging er.

„Aber Deine Hand darfſt Du mir geben, Gisbertine.“

Und Gisbertinens Hand lag ſchon in der ſeinigen.

„Und anſehen darf ich Dich.“

Und Gisbertinens Augen lächelten ihm unter Thränen ihre Liebe zu.

Dann wurde die Nacht doch noch unruhig für den Kranken. Das Wundfieber ſtellte ſich ein. Aber Gisbertinens Hülfe und Dienſte waren immer bei ihm, aufmerkſam, flink, weich und glücklich.

„Engel!“ ſagte dankbar der Kranke, wenn das Fieber ihm auf Augenblicke ein klares Bewußtſein gab.

Und dankbar küßte ihn Gisbertine.

Gegen Morgen ſchlief er ruhig und lange.

Als er erwachte, fühlte er ſich wunderbar geſtärkt. Nachher erklärte auch der Arzt, daß jede Gefahr vorüber ſei.

„Ich verdanke es Dir, Gisbertine!“ ſagte der Verwundete. „Und nun dürfen wir auch wieder ſprechen.“

„Du noch nicht, Gisbert, aber ich. Und ich habe Dir ſo Vieles zu ſagen, und ich habe ſo lange darauf warten müſſen, es Dir ſagen zu können. Darf Dein Freund Horſt es hören? Alles?“

„Alles!“ ſagte der Kranke.

„So hört! So hört beide, wie ich meinen Mann liebe, und wie ſchlecht ich gegen ihn war, und wie ich ihm nun ewig, ewig dankbar ſein werde.“

„Ewig?“ fragte eine Stimme in das Zimmer hinein.

Der Domherr ſtand in der Thür.

„Ja, ja, Onkel Florens!“ flog die junge Frau ihm entgegen. „Und auch Du ſollſt Alles hören, meine Sünden und meine Liebe.“

„Hm, hm! Aber zunächſt, was macht der Narr da?“

Der Kranke konnte ihm die Hand reichen.

„Ja, ja“, ſagte der Domherr, „die leichtfertigſte Perſon auf Erden iſt das Glück; ſie verbindet ſich nur mit der Thorheit. Aber lege Deine Beichte ab, Gisbertine, und — ohne die Koketterie des Beichtſtuhls.“

Gisbertinens Beichte war folgende:

„Aber werdet Ihr denn nicht in jedem Worte Koketterie finden, mit dem ich Euch ſage, daß ich den Gisbert lieben mußte, weil ich ihn zuerſt haßte, und daß ich es nicht abwarten konnte, ſeine Frau zu werden, weil ich durch einen ſchlechten, nichtsnutzigen Familienhandel ihm als Frau verkauft war? Ja, mein Herr Horſt, ſo war es. Mein Vater und Gisbert's Vater waren Brüder, und in ihren Adern rollte alſo oder rollte eben auch nicht das alte adlige Blut der Freiherren von Aſchen, die bekanntlich zu den älteſten Geſchlechtern des alten weſtfäliſchen Adels gehören. Mit uns, den Kindern unſerer Väter, wurde dies aber bedenklich. Mein Vater war der ältere, alſo der Stammherr, ihm gehörten alſo die Güter der Familie. Nun hatte jedoch mein guter Vater das Unglück gehabt, ſich in meine Mutter zu verlieben und ſie zu heirathen. Meine Mutter war zwar von gutem preußiſchen Adel; die Steinaus gehören zu denjenigen Familien des Preußenlandes, welche zuweilen den

Königen von Preußen eine Fauſt in der Taſche machen und ſagen: Wir waren längſt Herren in dieſem Lande, als die Hohenzollern herkamen! Aber was hilft es ihnen? Vor dem ſtolzen weſtfäliſchen Adel finden ſie keine Gnade. Papieradel, Beamtenadel, Offiziersadel! ruft der verächtlich. Wart Ihr ſchon zu Kaiſer Karl's des Großen Zeiten im Lande? Seid Ihr nur ſtiftsfähig? Könnt Ihr ſechzehn reine adlige Ahnen aufweiſen? Ihr könnt es nicht. In Eurem ganzen Lande links von der Elbe iſt keine einzige Familie, die das kann. Alſo ſeid Ihr uns nicht ebenbürtig; wir haben keine Gemeinſchaft mit Euch! So war die Verbindung meines Vaters mit meiner Mutter eine Mesalliance, und ich, die Tochter dieſer Verbindung, konnte die Aſchen'ſchen Güter nicht erben; mein Vetter Gisbert erhielt ſie vielmehr, weil ſein Vater ein vorſichtiger Mann geweſen war und ein weſtfäliſches Fräulein mit ſechzehn Ahnen geheirathet hatte. Meine Vormünder proteſtirten zwar gegen Gisbert's Vormünder — wir waren beide früh Waiſen geworden — und ſie erhoben gegen einander einen heftigen Proceß, aber Gisbert's Vormundſchaft blieb im Beſitz. Davon hörte ich natürlich, und es war der erſte Grund meines Haſſes gegen ihn, obwohl wir beide noch Kinder waren. Aber noch mehr haßte ich ihn, daß er Gisbert hieß. Ich hieß Gisbertine; wie konnte er mir meinen Namen

rauben wollen? So redete es mir meine Bonne ein, und ſie wußte auch, warum es ſo ſei. Gisbert ſei ein alter Taufname in der Familie, und der Stammherr werde jedesmal ſo getauft, und da habe dieſer Gisbert ſich ſo taufen laſſen, um Stammherr zu werden und mir meinen ehrlichen Namen Gisbertine ſchon im voraus wegzunehmen, ehe ich nur noch geboren ſei. Die Frau wußte es ſo genau und mir ſo klar auseinander zu ſetzen, daß ein außerordentlich tiefer Sinn für mich darin lag. Ich hätte einen Mord an dem Räuber meiner Güter und meines Namens begehen können. Wir ſahen uns zum Glück nie. Er war Herr auf den reichen weſtfäliſchen Gütern, ich lebte im Hauſe nicht ſehr reicher Verwandten hinten im Kaſſubenlande. Da war auf einmal das Weſtfalenland franzöſiſch geworden und meine preußiſchen Vormünder jubelten hoch auf. Ja, ja! Die Alles nivellirenden franzöſiſchen Revolutionsgeſetze wußten von einem ſtiftsfähigen Adel nichts mehr, alſo auch nichts von Mesalliancen, nichts von Stammgütern und Stammherren. Mein Proceß war, Dank den deutſchen Proceßgeſetzen, noch nicht zu Ende; er mußte nach den franzöſiſchen Geſetzen zu meinen Gunſten und bald entſchieden werden. Die weſtfäliſchen Vormünder boten den meinigen einen Vergleich an und die meinigen nahmen ihn an. Er war kurz und bündig. Gisbert und Gisbertine heirathen

einander, und die Güter werden darauf ihr gemeinſchaftliches Eigenthum. Wir waren verlobt, ohne es zu wiſſen. Wenn er zwanzig, ich achtzehn Jahre alt ſei, ſolle die Hochzeit ſein. Als ich ſechzehn Jahre alt war, wurde ich zu ihm nach Weſtfalen gebracht, damit wir uns kennen lernten. Man ſagte mir das erſt, als wir mitten in den Haiden des Landes waren.

„Welch entſetzliche graue Haiden!“ rief ich aus.

„Du wirſt Dich an ſie gewöhnen müſſen“, wurde mir zur Antwort.

„Hier?“

„Ja, Du wirſt hier bleiben!“

„Um vor langer Weile zu ſterben!“

„Du wirſt hier heirathen.“

„Einen Haidenmenſchen? Nimmer!“

„Du biſt ſchon mit ihm verlobt. Du biſt jetzt auf dem Wege zu ihm.“

Und nun erfuhr ich Alles.

„Und er kommt nicht einmal zu mir! Ich ſoll zu ihm kommen! Ich werde zu ihm gebracht wie eine verkaufte Waare!“

Ich wollte mitten in der Haide aus dem Wagen ſpringen; man mußte mich mit Gewalt halten.

Wir kamen auf der Aſchenburg an. Sie war ein ſchönes, großes, prächtiges Schloß mit einem großen,

reizenden Park. Aber die graue Haide war nahe dabei.

„Hier bleibe ich keinen Tag!“ rief ich.

Gisbert und Gisbertine wurden einander vorgestellt.

Du warst ein leidlich, nein, ich will die Wahrheit sagen, Du warst ein recht hübscher Mensch; ich hatte im Kassubenlande keinen schönern gesehen. Ich fand Dich zum Entsetzen häßlich. Du sahst mich mit Augen an, als wenn Du in mir das Ideal von Schönheit und Liebreiz erblicktest. Ich sagte zu mir: Wie kann der westfälische Heide sich unterstehen, die Augen zu mir zu erheben?

„Ihr seid Verlobte!“ sagte man zu uns. „Reicht Euch die Hände; küßt Euch; sagt Du zu einander.“

„Liebe Gisbertine, wie freue ich mich, Dich zu sehen!“ sagtest Du mir.

Du ergriffst meine Hand und küßtest sie.

Ich mußte Dir meine Hand lassen, aber ich erwiderte Dir kein Wort, und daß Du nicht den Muth hattest, meinen Mund zu küssen, das war trotz aller Onkel und Tanten doch Dein Glück.

Und nachher nahm ich Dich allein.

„Willst Du mich wirklich heirathen, Vetter Gisbert?“

„Lieber heute als morgen, theuerste Gisbertine!“

„Aber ich nehme Dich nicht.“

„Aber Du mußt ja. Der Familienvertrag will es.“

„Ich kaufe ein Piſtol und erſchieße Dich.“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Ich tyranniſire Dich bis aufs Blut.“

„Kennſt Du die Zähmung der Zänkiſchen von Shakſpeare, mein ſchönes Gisbertinchen?“

„Abſcheulicher Menſch!“

So waren wir mit einander bekannt geworden.

Du mußteſt dann mit mir durch die Güter fahren. Du fuhrſt ſelbſt, und die ſtolzen und wilden Pferde gehorchten Dir wie ein paar Lämmer.

„Ich werde deſto widerſpenſtiger gegen Dich ſein“, ſagte ich.

Die Güter waren ſo groß, ſo reich, in ſo ausgezeichnetem Zuſtande.

„Welch ein erbärmlicher Kaufpreis für mich!“ rief ich aus.

Die reichen Bauern waren ſo glücklich, die künftige Herrin zu ſehen. Sie waren noch Deine Leibeigenen geweſen; das franzöſiſche Geſetz hatte ſie frei gemacht.

„Künftig ſoll ich wohl Deine Leibeigene ſein?“ ſagte ich zu Dir.

„Gisbertine, ich werde Dein Sklave ſein.“

„Das ließe ſich hören.“

Wir durchſtreiften dann zu Fuße den großen Park, hinter ihm die unendliche Haide.

„Hier werden wir glücklich ſein, Gisbertine!“ ſagteſt Du.

„Wie das graue, dürre Haidenmoos?“ fragte ich Dich.

Wir mußten uns nach acht Tagen trennen. Ich mußte mit den Tanten in das Kaſſubenland zurück.

Aber das Weſtfalenland wollte mir doch nicht wieder aus dem Sinn und in meinem Herzen ſaß immer ein junger Mann neben mir, der ſo ſicher und ruhig die wilden Pferde vor dem Wagen lenkte, und in grauen Haiden, die kein Ende nehmen wollten, lag ich auf weichem Haidekraut ſo warm und weich an ſeinem Herzen, und die Zeit wurde mir entſetzlich lang bis zur Hochzeit.

Als dann aber der Hochzeitstag kam, da kam auch der alte Zorn wieder über mich. „Verkauft bin ich ihm! Seine Leibeigene ſoll ich werden!“

„Gisbert, wir wollen die Güter theilen!“ empfing ich Dich.

„Warum, Gisbertine?“

„Weil ich mich nicht verkaufen laſſen, weil ich Deine Frau nicht werden will.“

„Es thut mir leid, Gisbertinchen, aber Du mußt.“

„Aber ich will nicht. Behalte ſie ganz, dieſe Güter.“

Du wurdeſt doch ernſt.

„Iſt es Dein Ernſt, Gisbertine?“

„Ja!“

„Würde es Dich unglücklich machen, wenn Du meine Frau werden müßteſt?“

„Ja!“

„Gisbertine, dann behalte Du die Güter, Du allein. Ich werde ſchon durch die Welt kommen. Wenn ich großjährig werde, ſtelle ich Dir die Urkunde aus. Adieu!“

Du wollteſt gehen. Die Augen waren Dir naß geworden.

Konnte ich Dich gehen laſſen, Du edler Mann? Ich umſchlang Dich mit beiden Armen. Heiße Thränen ſtürzten mir aus den Augen.

„Gisbert, Gisbert, mein einzig, mein ewig Geliebter!“

Wir wurden Eheleute; wir wurden glückliche Eheleute. Wir zogen nach Weſtfalen. Die Aſchenburg hatte vielleicht noch nie glücklichere Menſchen geſehen. Sie ſah ſie ſechs Monate lang, auch wohl nur drei, dann nicht mehr. Der einfältige Gedanke, verkauft zu ſein, kam wieder über mich! Verkauft als ſeine Leibeigene! Warum hatten die franzöſiſchen Geſetze die Leibeigenſchaft ſeiner Bauern aufheben und warum hatte der Pfarrer bei der Trauung mir zurufen müſſen: Und er ſoll Dein Herr ſein? Und warum mußte ich ihn trotz alledem lieben? Und warum brauchte er mich zu lieben? Er ſollte es nicht; er ſollte ja mein Herr ſein, ſagte die Bibel und der Paſtor. Und

darf der Herr ſeine Sklavin lieben und die Sklavin den Herrn? Das Slawenblut in mir kam hinzu, das halbe. Meine Tanten hatten es mir wohl oft geſagt, als ich noch ein kleines Kind war. Halb kaſſubiſches, halb weſtfäliſches Blut! Das hat ſich nicht recht vermiſchen wollen; da iſt keins zur Klärung und zur Ruhe gekommen; da gährt es fort und fort und ſchäumt und ziſcht gegen einander, und bald iſt die Kaſſubin oben und bald die Weſtfälin, und im Grunde kann ſie daher nicht dafür, daß ſie ſo iſt, wie ſie iſt, bald ein kleiner Satan, bald wieder ein — Ich weiß nicht, ob ſie das Wort Engel ausſprachen; ich weiß nur, daß ich ein kleiner Satan ſchon immer war, und mehr, als ich es hätte ſein ſollen.

Und ich wurde es auch Dir, Du armer Gisbert, und ich wurde und blieb es Dir immer mehr, je mehr Du mich liebteſt und zu Deinem Engel machen wollteſt, und je mehr ich Dich liebte und mir täglich gelobte, Dein Engel zu werden. Wenn Du fahren wollteſt, dann wollte ich gehen, und wenn Du dann mit mir gehen wollteſt, dann wollte ich reiten, und wollteſt Du nun die Pferde ſatteln laſſen, dann wollte ich fahren, aber ohne Dich. So machte ich Dir Dein Leben zur Hölle, und ich war der Teufel darin, der die ſchwerſten Höllenqualen ſelbſt fühlt. Und nichts half Dir, nicht Deine Sanftmuth,

nein, zornig warſt Du nie, nicht einmal ſtreng. Du gewannſt eine durch nichts zu erſchütternde Ruhe über Dich; ſie wurde faſt zum Phlegma. Und ſie machte mich noch unglücklicher, noch mehr zur Widerbellerin. Hätteſt Du nur einmal in Zorn gerathen können, daß ich hätte von Dir laufen dürfen!

Etwas über ein Jahr hielteſt Du es aus. Da —

Als bald nach unſerer Verheirathung der Feldzug des Jahres 1813 begann, hatteſt Du als Freiwilliger mit hinausziehen wollen. Ich gab es nicht zu; ich beſchwor Dich, mich nicht zu verlaſſen, mich nicht zu tödten. Ja es wäre mein Tod geweſen, wenn ich den Deinigen hätte erfahren müſſen. Ja, ja, da fühlte ich ſo recht, wie ich Dich liebte, über Alles, ſelbſt mehr als mich ſelbſt. Du bliebſt; Du brachteſt mir das ſchwere Opfer. Wie dankbar war ich Dir dafür! Wie zeigte ich Dir meine Liebe, meine Dankbarkeit! Aber wie lange währte es? Der Satan kam bald wieder über mich, und ich wurde wieder Dein Satan. Es war mir ſchon zur andern Natur geworden; ich hatte gar keine Widerſtandskraft mehr dagegen. Ich verhöhnte Dich, daß Du nicht mit dabei warſt, wo alle ſich Ruhm und Ehre erwarben.

Da brach der Krieg des Jahres 1815 aus.

„Willſt Du wieder im ſichern Hort daheim bleiben?“ war meine Frage des Hohns an Dich.

„Nein!“ antwortetest Du mir kurz, und Du trafst in derselben Minute Deine Anstalten zur Abreise, um einer der ersten Freiwilligen auf dem Kampfplatze zu sein.

Und mein ganzes Inneres empörte sich gegen den Barbaren, den Unmenschen, der mich nun doch verlassen, sich und mich dem Tode preisgeben konnte, der wirklich abreisen wollte, anstatt reumüthig zu mir zurückzukehren und mich um Verzeihung zu bitten, daß er nur eine Minute lang den Gedanken gehabt habe, zu gehen. Ich war in Wuth, in Verzweiflung; ich wälzte mich auf meinem Sopha umher; ich wollte zu Dir fliegen, Dich bitten, Dir befehlen, daß Du nicht gingst. Mein Stolz litt es nicht. Ich war eine Wahnsinnige; es war der Wahnsinn der Widerspenstigkeit, des Stolzes, der Herrschsucht, der Liebe. Ja, auch der Liebe! Ich konnte Dich nicht wiedersehen; ich ließ Dich ohne Abschied ziehen, Du mochtest bitten, wie Du wolltest.

Und der Wahnsinn war nicht vorüber, als Du fort warst. Er ist erst in der letzten Nacht von mir gewichen.

Du schriebst an mich; ich nahm Deine Briefe nicht an; ich schrieb Dir nicht; ich verließ die Aschenburg; ich kehrte nach Preußen zurück, zu meinem verwundeten Onkel Steinau. Ich wollte nichts, gar nichts mehr von Dir wissen. Ich war frei von Dir, endlich; ich war unglücklich, aber in einer Wuth des Glücks.

Du kamſt zurück; Du hatteſt unter allen den tauſend und tauſend Braven zu den Bravſten gehört; Du hatteſt Dich ausgezeichnet durch Deinen Muth, Deine Entſchloſſenheit, Deine Kaltblütigkeit; der König hatte Dir die ſeltene Auszeichnung der erſten Klaſſe des eiſernen Kreuzes verliehen.

Mein Zorn gegen Dich war um ſo größer.

Du ſuchteſt mich auf; ich ließ Dich nicht vor mich. Du hatteſt mich einmal verlaſſen; ich wollte Dich nie wiederſehen.

Wie glaubte ich Dich zu haſſen! Wie liebte ich Dich!

Ich mußte Dir hierher folgen. Ich mußte ſehen, daß Du meinen Haß verdienteſt, daß meine Liebe einem Unwürdigen galt. Dann — ich glaube, dann wollte ich ſterben.

So bin ich hier — und habe ich mich beſſer oder ſchlechter gemacht, als ich bin?"

„Etwas ſchlechter!" ſagte der Domherr.

Der Verwundete aber ſagte:

„Küſſe mich, Du Engel, der Du tauſendmal mehr gelitten haſt als ich."

Und ſie küßte ihn zärtlich und ſprach:

„Und ich ſchwöre Dir, Gisbert —"

Der Domherr aber unterbrach ſie.

„Schwöre nicht, Gisbertine!“ rief er ihr wieder zu, wie vor einem Jahre an der Dahlheimer Sägemühle.

Sie erſchrak.

Sie hatte auch damals geſchworen, und ſie hatte dennoch die Kruſte der Launen, des Stolzes, des Trotzes, mit der ſie ihr Herz gegen den Gatten umſchloſſen hatte, ein ganzes Jahr lang nicht brechen können.

Ein Schauder ergriff ſie.

„Soll ich denn niemals glücklich werden?“ rief ſie.

Drittes Kapitel.

Vor- und Empfangszimmer in Berlin.

In dem Empfangszimmer des Generals befanden ſich der General ſelbſt und eine ſchöne und elegante Dame.

Der General war ein kleiner Herr mit einem feinen, klugen Geſicht. Figur und Geſicht zeigten eben keinen preußiſchen General, zumal keinen der damaligen Zeit an, die Uniform ſprach aber unwiderleglich.

Die ſchöne Dame war eine hohe, imponirende Geſtalt; ſie überragte den General mit ihrem ganzen Kopfe; ſie war nicht mehr ganz jung; vielleicht ſchon dreißig Lenze konnten an ihr vorübergegangen ſein; aber ſie hatte ſich wohl conſervirt, und ihre langen blonden Locken mußten noch nicht dazu dienen, etwaige feine Fältchen an ihren Schläfen zu verbergen.

„Nun, Vater", ſagte die junge Dame — als junge Dame wollte und konnte ſie gewiß noch immer gelten — „nun, Vater, ich habe offen gegen Dich geſprochen; ich hoffe, Du biſt es auch gegen mich."

„Offen warſt Du", erwiderte der General.

Die Tochter ſah den Vater fragend an, was er weiter ſprechen werde.

Er ſprach weiter:

„Alſo Schilden oder Weſternitz?"

„Ich überließ Dir die Wahl, Vater."

„Mit Weſternitz würdeſt Du Gräfin. Er iſt in der Adjutantur des Königs. Die Generalsepauletten ſind ihm ſicher."

„Heirathet man Epauletten, Vater?"

„Warum nicht?"

„Ohne Muth? Ohne Achtung bei der Armee?"

„Muth, Hedwig? Deſto gehorſamer wird er als Ehemann ſein. Und was die Achtung bei der Armee betrifft, ſo iſt er Adjutant des Königs und wird deshalb bei Hofe geachtet, und da wird ſich dann auch die Achtung bei der Armee einfinden."

„Die Familie hat ihn freilich darum ſo untergebracht. Aber wenn nun einmal der König erführe, was an ihm, wie er zu ſeinen Orden gekommen iſt?"

„Wie wollte der König das erfahren, zumal wenn er mein Schwiegerſohn wäre?“

„Durch Zufall.“

„An das Ohr der Könige darf ſich auch kein Zufall wagen.“

„Genug, Vater, ich kann den Grafen nicht achten.“

„Ei, ſieh da! Und der Herr von Schilden hätte Deine Achtung?“

„Er iſt ein Mann, der wenigſtens durch ſich ſelbſt, mit ſeinen eigenen Kräften ſein Ziel verfolgt.“

„Und es auch ſicher erreichen wird. Darin haſt Du Recht. Er wird ebenſo ſicher Miniſter werden wie der Graf Weſternitz General. Er iſt ſchon jetzt die rechte Hand ſeines Chefs. Aber wir haben bei ihm eins vergeſſen.“

„Das wäre?“

„Ob er Dich will!“

„Er muß!“

„Hm, Hedwig, das können wir von dem Grafen ſagen; er weiß, daß ein einziges Wort von mir ihn ſtürzt. Aber was vermöchte ich gegen Schilden? Er iſt die rechte Hand des Polizeiminiſters, wie ich Dir ſchon bemerkte, und über den Polizeiminiſter vermag ich nichts; und gegen ihn? Wir haben die Polizei ſehr nö-

Um ſo mehr alliiren wir uns mit ihr!“

„Das nennſt Du mir die Wahl laſſen, Hedwig?“

„Ich ſagte Dir nur meine Gründe.“

„Du liebſt vielleicht Schilden?“

„Lieben? Bah!“

Der General ſann einen Augenblick nach.

„Ich werde Schilden zu Dir ſchicken.“

„Aber inſtruirt!“

„Inſtruirt!“

Die Dame verließ zufrieden das Zimmer.

Der General ging nachdenklich in dem Zimmer auf und ab.

Das Schickſal ſeiner Tochter ſchien ihm doch am Herzen zu liegen.

„Jung iſt ſie nicht mehr. Vermögen habe ich nicht. Schilden wird ſeine Carrière machen. Er hat ein Rittergut.“

Der Bediente trat ein und meldete:

„Der Herr Regierungsrath von Schilden!“

„Eintreten!“

Die große, ſtattliche Geſtalt des Regierungsraths von Schilden trat ein.

„Excellenz hatten befohlen —“

„Gebeten, lieber Herr von Schilden.“

Der Herr von Schilden verbeugte ſich tief.

Der General fuhr fort; ſeine Stimme nahm einen etwas geheimnißvollen, faſt feierlichen Ton an.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu beſprechen, Herr von Schilden. Unſere Unterredung kann lange dauern.“

Zwei Seſſel waren einander gegenüber aufgeſtellt. Der General lud mit der Hand den Regierungsrath ein, ſich in dem einen niederzulaſſen; er ſelbſt nahm den andern ein.

Dann ſprach er weiter:

„Sie waren an mich empfohlen, Herr von Schilden, als Sie vor einem halben Jahre hierher kamen.“

„Und Excellenz haben ſeitdem nicht aufgehört, mich zu Ihrem dankbarſten Diener zu machen.“

„Ich erkannte nur Ihren Werth für den Staat und ſuchte Sie für dieſen richtig zu verwerthen. Dankbar könnte mir nur der Staat ſein. Sie waren in das Finanzminiſterium berufen. Ihre Dienſte waren auch dort bedeutende. Dem Polizeiminiſterium mußten Sie noch erſprießlichere leiſten. Ich ſprach mit Ihnen darüber; dann mit dem Polizeiminiſter. Die Sache war abgemacht. Sie ſind in der kurzen Zeit die Seele des Miniſteriums geworden. Ich habe heute eine beſondere Miſſion für Sie.“

„Excellenz haben ſtets über mich zu befehlen.“

„Herr von Schilden, der Staat iſt in Gefahr. Es

bedarf der Verbindung ſehr tüchtiger Männer, ihn zu retten. Laſſen Sie mich Ihnen unſere Lage ſchildern. Berathen wir dann den Plan der Rettung. Der preuſſiſche Staat iſt auf dem Wege, demokratiſirt zu werden. Den Grund legte zuerſt Stein. Die unglückliche Idee der Landwehr folgte. Der Staatskanzler, in den Händen von Juden, kann nicht das Zeug bekommen, dem Stein'ſchen Syſteme den Abſchied zu geben; er dient ihm vielmehr; er fördert es, wenn auch vielleicht unbewußt. So gehen wir dem Ruin entgegen. Durch die königliche Verordnung vom 22. Mai vorigen Jahres iſt dem Lande eine allgemeine Repräſentation des Volkes verſprochen, Kammern, denen ſogar das Steuerbewilligungsrecht verliehen werden ſoll. Am 5. April vorigen Jahres hat man den König vermocht, in einem Zurufe an die Rheinländer das feierliche Verſprechen zu ertheilen, daß durch eine angemeſſene Organiſation der Landwehr dem Lande die Koſten der Unterhaltung eines größern ſtehenden Heeres erſpart werden ſollen. Das iſt, ich wiederhole es, der Ruin des Staates. Zwei Dinge machen Preußen ſtark, nur ſie: ſeine Armee, ſein Adel. Sie werden vernichtet durch die Landwehr, durch Kammern. Und Landwehr und Kammern ſollen wir entgegengehen! Von Hardenberg ſprach ich ſchon. Scharnhorſt iſt todt. Aber die Gneiſenau, die Boyen leben noch; eine Maſſe von

Ideologen halten zu ihnen; selbst der alte Blücher. Friedrich der Große sagte schon: Les anciens militaires finissent par radoter. Der König verhält sich indifferent; er liebt den Frieden, wie nach außen, so im eigenen Lande, am Hofe. Um ihn zu einem entschiedenen Einschreiten zu vermögen, bedarf es eines kräftigen Anstoßes. Einen solchen müssen wir haben. Aber wo ihn finden? Woher ihn nehmen?"

Der General schwieg; er sah den Regierungsrath fragend an.

Ueber das stets klare und ruhige Gesicht des Herrn von Schilden glitt ein feines Lächeln.

„Excellenz", sagte er, „scheinen großes Gewicht auf jene königlichen Versprechungen vom 5. April und 22. Mai des vorigen Jahres zu legen. Sollten Sie nicht übersehen haben, daß wir damals unmittelbar vor dem schweren Kampfe mit Frankreich standen? Versprechungen, in der Zeit der Noth gegeben, werden aber nirgends gehalten."

„Der König ist anderer Meinung", sagte der General.

„Man muß dem Könige die Meinung nehmen, Excellenz."

„Und wie?"

„Wollen Excellenz mir die Gnade eines geneigten

Gehörs ſchenken. An unſerm Staatsleben beginnt es zu kränkeln, es iſt wahr. Aber wo eine Krankheit iſt, hat die Natur ein Heilmittel dagegen, und hat ſie keins, ſo hat der Menſch die Aufgabe, eins zu machen. Für unſer krankes Staatsleben liegt nun das Mittel der Heilung nahe. Excellenz ſind, wie ich ſehe, in unſerer Geſetzſammlung bewandert. Erinnern Sie ſich nicht auch einer Verordnung vom ſechsten Januar des laufenden Jahres? Sie iſt gegen die geheimen Geſellſchaften gerichtet."

„Ah", ſagte der General, „gegen den Mohr, der ſeine Schuldigkeit gethan hat."

„Nicht allein, nicht hauptſächlich. Nur der Tugendbund iſt darin genannt. Aber er hat in der That ſeine Dienſte geleiſtet und mit ihnen iſt er todt. Ein ganz anderer Bund iſt an ſeine Stelle getreten, und er war gemeint, aber nicht genannt, aus einem doppelten Grunde. Zuerſt war noch kein Beweis gegen ihn da; er lebt äußerſt geheim; da er nicht genannt iſt, hält er ſein Daſein verborgen, er wird unvorſichtig werden und Beweiſe gegen ſich liefern. Zum Andern wurde der große Zweck erreicht, an maßgebender Stelle die Beſorgniß vor geheimen Verbindungen zu wecken, deren Ziel es iſt, den Thron umzuſtürzen. Wo nun aber dieſer neue geheime Bund exiſtirt und wer ihn bildet? Auf den deutſchen Univerſitäten beſteht er, und ihn bilden die

entlaſſenen Freiwilligen und Landwehrleute, die jetzt ſtudiren. Excellenz ſehen mich verwundert an?“

„Nein, nein, lieber Regierungsrath; Sie haben einen Gedanken in mir angeregt, eine Maſſe, eine überwältigende Maſſe von Gedanken. Studenten, Landwehroffiziere, Ruf nach Volksrepräſentation, nach Kammern, nach Steuerbewilligungsrecht, nach Republik, das Alles in und durch geheime Geſellſchaften — wie unendlich viel läßt ſich damit machen. Haben Sie ſchon Beweiſe?“

„Wir ſammeln ſie, Excellenz.“

„Und meine Freunde und ich werden in anderer Weiſe vorarbeiten. Und nun eine Bitte an Sie. Arbeiten Sie ein Expoſé über die Angelegenheit aus.“

„Zu Befehl, Excellenz.“

Der General ſtand auf; der Regierungsrath mußte es auch.

Der General gab ihm die Hand. Er war gerührt.

Der Regierungsrath nahm die Hand; er war auch gerührt.

„Junger Mann, Sie ſind in acht Tagen Geheimrath.“

„Excellenz, ich verdiene ſo viel Güte nicht.“

„Es iſt die erſte Stufe Ihrer Carrière. Ich ſehe Sie bald wieder.“

Der Regierungsrath verbeugte ſich unterthänig.

Als er in der Thür war, rief ihm der General noch ein paar Worte nach.

Der junge Mann war ja jetzt inſtruirt, wie die Tochter des Generals es gewünſcht hatte.

„Ah“, rief der General, „beinahe hätte ich es vergeſſen; meine Tochter läßt Sie bitten.“

„Das gnädigſte Fräulein beglückt mich unendlich!“

Der Regierungsrath verließ das Zimmer.

Der General ſah ihm mit dem Ausdrucke großer Befriedigung nach.

Der Bediente des Generals trat wieder ein, um eine neue Meldung zu machen.

Der General hatte heute Audienztag.

Er war zu jener Zeit eine viel geltende und viel vermögende Perſönlichkeit, der kleine General von Taubenheim. Kriegsminiſter war er nicht; der vortreffliche Boyen war es. Obwohl General und obwohl auch ſchon damals ruſſiſches Beiſpiel in Berlin ſich Bahn brach, hatte er auch kein anderes Miniſterium. Das Militärkabinet war zu jener Zeit noch nicht ausgebildet. Aber etwas Aehnliches vertrat der General, eigentlich die Sache ganz und ſelbſt. Er hatte daher einen großen Einfluß auf Staats- und andere Angelegenheiten, und wenn er davon gegen den Regierungsrath von Schilden nicht geſprochen hatte, ſo bedurfte es deſſen dieſem klugen Manne

gegenüber nicht, oder der General hatte ſeine Gründe dazu. Dieſe lagen freilich nahe.

Auch der preußiſche Staat, gerade er war durch das Volk, durch die freie, aufopfernde, thatkräftige Begeiſterung des Volks gerettet. Der Zopf und der Uebermuth des militäriſchen Drillens und des Junkerthums hatten ihn wenige Jahre vorher von ſeiner Höhe hinuntergeſtürzt, bis an den Rand des Abgrunds geworfen. Dieſe vergangene Zeit ſollte nun zurückgerufen werden, und an der Spitze derer, die es wollten, ſtand der General von Taubenheim. Auf der andern Seite waren Männer wie Hardenberg, Gneiſenau, Boyen und ſo manche Andere. Sie alle hatten den Geiſt, das Volk, die gute Sache für ſich; ſie alle hatten in erſter Reihe gewirkt, als es galt, das Vaterland und den Thron zu retten. Die Partei des Junkerthums hatte ihnen nur eins entgegenzuſetzen, eben die Verbindung des Junkerthums unter ſich, das in allen Hofämtern, in den höchſten Civilſtellen und faſt in dem ganzen Offizierſtande der Armee den König umgab. Das iſt allerdings in den meiſten Zeiten eine ungeheure Macht, die nur durch eine Revolution gebrochen werden kann; die alte wie die neue Geſchichte — die Sache iſt alt, alt wie das Königthum — liefert Beiſpiele genug dafür. Für Preußen war aber die damalige Zeit keine gewöhnliche und keine jener Partei günſtige.

Es war noch kaum ein Jahr verfloſſen, ſeitdem der Thron durch das Volk gerettet war; die Aufrufe an das Volk, alle jene Verſprechungen, die man ihm gemacht hatte, waren noch im friſcheſten Andenken; die Begeiſterung des Volks lebte noch fort; man bedurfte noch immer ſo vieler und ſo ſchwerer Opfer des Landes, um dem durch die bisherigen Drangſale zerrütteten Staate aufzuhelfen; einzelne Provinzen waren geradezu ſchwierig, namentlich jene beiden, nur ſo loſe mit dem eigentlichen Staatskörper in äußere Verbindung gebrachten, Weſtfalen und Rheinland; beſonders galt es, den offen unzufriedenen, reichen und mächtigen Adel in dieſen beiden Provinzen zu gewinnen, der freilich bis auf den heutigen Tag ſich noch nicht herabgelaſſen hat, mit dem preußiſchen Adel gemeinſchaftliche Sache zu machen; endlich war der König ein Mann, der in Wahrheit das Wohl des Volks wollte, der ehrlich halten wollte, was er verſprochen hatte, der den Frieden liebte, allem Gewaltthätigen und Plötzlichen Feind war. Das war keine Zeit für die Feudalpartei; da konnte dieſe den König wohl umgeben, aber nicht umſtricken; da war auch der Einfluß eines ihrer Häupter, ihres vorgeſchobenen Hauptes, an der entſcheidenden Stelle kein durchgreifender. wenigſtens in wichtigen, entſcheidenden Angelegenheiten, wenn auch in kleinen perſönlichen Sachen die Gegenpartei ihm abſichtlich keine

Hinderniſſe in den Weg legen mochte. Auch an den Höfen der Könige iſt Stillſtand ein Rückgang. Der General von Taubenheim konnte ſeinen großen Einfluß verlieren; dem mußte vorgebeugt, die ganze Partei mußte gerettet werden.

Der Weg dazu war durch die Unterredung des Generals mit dem Regierungsrath aus dem Polizeiminiſterium angebahnt worden. Er mußte zum Ziele führen. Der General hatte ja noch ſeinen Einfluß. „An das Ohr der Könige darf ſich auch kein Zufall wagen“, hatte er mit jener Beziehung und Sicherheit zu ſeiner Tochter ſagen können.

Die Vorzimmer eines ſo einflußreichen Mannes, der ſelbſt den Zufall von dem Ohre ſeines Königs abzuhalten vermag, oder ſagen darf, daß er es könne, pflegen gefüllt zu ſein, wenigſtens an ſeinen Audienztagen.

Es war auch an dem heutigen Tage ſo.

Als der Regierungsrath von Schilden das Zimmer des Generals verließ, ſah der Bediente des Vorzimmers nach, wer von den Wartenden zuerſt zur Audienz anzumelden ſei.

Der General war ein gerechter und ordentlicher Mann. Er ließ in den Audienzſtunden Jeden vor ſich und Jeden nach der Reihenfolge, in der er in das Vorzimmer eingetreten war. Zu dem Ende lag hier auf einem Pulte

ein großes Buch auf, in das Jeder bei seinem Eintreten seinen Namen einschrieb. Nach dem Buche meldete der Diener dem General an.

Der Regierungsrath war vor der gewöhnlichen Audienzstunde „befohlen" gewesen.

In einer Ecke des Vorzimmers standen zwei Herren beisammen. Zu ihnen ging der Bediente, um den einen von ihnen zu dem General hineinzuführen.

Er war in der That der Erste, der in dem Vorzimmer erschienen war.

Es war eine kräftige, gedrungene, nicht große, aber dennoch imposante Gestalt; das Gesicht hatte markige und edle Züge. In dem ganzen Wesen des Mannes prägten sich Muth und Entschlossenheit und jener edle Mannesstolz aus, der weiß, daß er ein berechtigter ist, daß er nicht fehlen darf. Er war in der Mitte der dreißiger Jahre. Er trug den schwarzen bürgerlichen Frack, aber auf der linken Brust das eiserne Kreuz erster Klasse und an einem Bande um den Hals den seltenen, nur großes militärisches Verdienst vor dem Feinde belohnenden Orden pour le mérite.

Wenige Minuten nach ihm war der eingetreten, mit dem er beisammen stand.

Es war ein kleiner, behender, hübscher, junger Mann mit einem blühenden Gesichte, mit krausen schwarzen Haaren,

mit blitzenden Augen, die zeigten, daß ſie ſich nicht leicht etwas gefallen ließen, zugleich mit einer Keckheit, die ſich, wo es nöthig war, in Beſcheidenheit zurückzuziehen verſtand. Er trug die Uniform eines Landwehrlieutenants und darauf das eiſerne Kreuz, freilich der zweiten Klaſſe. Die Uniform war keine neue mehr; ſie mußte noch aus dem Feldzuge ſtammen, vor dem Feinde, in der Schlacht getragen ſein.

Er hatte geſtutzt, als bald nach ſeinen Eintreten ſein Blick auf den Herrn in dem ſchwarzen Frack mit den beiden hohen Orden gefallen war. Er kannte den Herrn; er wollte im erſten Moment auf ihn zugehen, ihn begrüßen. Jene Beſcheidenheit wagte es nicht.

Da gewahrte ihn der Andere, und man ſah in demſelben Augenblicke Freude und Trauer in deſſen edlem Geſichte. Er ging auf den jungen Mann zu und reichte ihm die Hand.

„Auch Sie hier, mein braver Freund?“

„O, o, mein verehrteſter Herr Obriſtlieutenant!“ ſagte der junge Mann, dankbar und gerührt über den freundlichen Gruß.

„Es iſt ein Jahr, das wir uns nicht ſahen“, ſagte der Obriſtlieutenant.

„Es war in der Schlacht bei Belle-Alliance, Herr Obriſtlieutenant.“

„Im wilden Schlachtgetümmel. Die Kugeln flogen um uns her, ſchlugen neben uns ein. Ah, wiſſen Sie noch, mein junger Freund, wie ich Sie in Ihrem Kampfeseifer zurückhalten mußte?“

„Ja, ja, Herr Obriſtlieutenant, Sie hatten bei aller Sorge für Ihr Regiment, in das Kugel auf Kugel einſchlug, bei aller Gefahr, die Ihnen ſelbſt drohte — rund um Sie her fielen Ihre braven Landwehrleute — Sie hatten doch noch ein Auge für den unbedeutenden Burſchen, den Sie einmal in der Heimat geſehen hatten.“

„Es war in Ovelgönne geweſen“, ſagte der Obriſtlieutenant. „Und dann, mein Freund, ich ſah ja Ihren Muth und hatte an dem nämlichen Tage von Ihrer Tapferkeit bei Ligny gehört und wie der Feldmarſchall Sie auf der Stelle zum Offizier ernannt hatte.“

„Reden Sie nicht von mir, Herr Obriſtlieutenant“, ſagte der Lieutenant Becker. „Wie unbedeutend war mein Thun gegen Ihre Thaten bei Bautzen, bei Leipzig, bei Laon; die ganze Armee ſpricht davon; die Geſchichtsbücher werden künftig davon erzählen. Bei Belle-Alliance war ich damals ja ſelbſt Zeuge, mit welchem unbeſchreiblich kalten und ruhigen Muthe Sie an der Spitze Ihres tapfern Regiments dem furchtbarſten Kugelregen Stand hielten. Sie hatten den Befehl, mit Ihrem Regimente eine feindliche Brigade in ihrem Vorrücken aufzuhalten,

bis unſere Cavallerie ſich geſammelt hätte. Es dauerte lange, bis unſere Cavallerie kam. Sie wichen nicht, Ihre Leute ſtanden gegen die dreifache Uebermacht; der dritte Theil des Regiments fiel —"

„Alle die braven Landwehrmänner!" mußte der Obriſtlieutenant den jungen Offizier unterbrechen, und in ſeinen Augen ſtanden Thränen.

„Und der bravſte ihr Commandeur!" ſagte der Lieutenant.

„Und jetzt?" ſagte der Obriſtlieutenant für ſich.

Dann brach er den Gegenſtand des Geſprächs ab.

„Sie ſind als Bittender hier?" fragte er den Offizier.

„Aus dem Kriegsminiſterium hierher geſchickt", antwortete der Lieutenant.

„Ach ja!"

„Und, Herr Obriſtlieutenant, ich fürchte faſt, von Pontius zu Pilatus."

„Wir haben unſere Dienſte gethan; da können wir gehen."

„Auch Sie, Herr Obriſtlieutenant?"

„Warum ich weniger als Sie? Wir gehörten beide zur Landwehr."

Die Thür, die aus dem Arbeitszimmer des Generals in das Vorzimmer führte, wurde geöffnet.

Der Regierungsrath von Schilden trat heraus mit ſtrahlendem Geſichte ſchritt er durch das Vorzimmer.

Der Lieutenant, der mit dem Obriſtlieutenant ſprach

ſah ihn und ſtutzte. Er kannte auch den Regierungsrath, aber er trug kein Verlangen, ihn zu begrüßen.

Als der Regierungsrath fort war, fragte er den Obriſtlieuteuant:

„Haben der Herr Obriſtlieutenant den Herrn geſehen?"

„Ja", ſagte der Obriſtlieutenant gleichgültig.

„Sie kennen ihn nicht?"

„Nein."

„Waren Sie kürzlich in Ovelgönne?"

„Ich komme von daher."

„Sie ſahen die Frau Mahler dort?"

„Ich ſah ſie."

„Sie heißt eigentlich Frau Mahlberg."

„Woher wiſſen Sie das?"

„Sie wohnte früher in Minden. Ihr Mann war dort Regierungsrath. Ich war auch eine Zeit lang da. Dort ſah ich auch den Herrn, der eben vorbeiging. Er war ein Freund des Herrn Mahlberg, der Regierungsrath von Schilden."

Der Obriſtlieutenant fuhr auf.

„Der Elende!" ſagte er für ſich.

Der Bediente des Generals trat zu den Beiden.

„Herr Obriſtlieutenant!" bat er.

Der Obriſtlieutenant folgte ihm zu den Arbeitszimmer des Generals, trat in dieſes ein.

Er trat mit langſamem, gemeſſenem Schritt ein, ſeine kräftige Geſtalt hob ſich; der Ausdruck ſeines edlen Geſichts wurde ſtolzer, ſtrenger.

„Obriſtlieutenant Friedrichs", hatte der Bediente dem General gemeldet.

Der General hatte plötzlich aufgezuckt; ſein Geſicht hatte eine augenblickliche Verlegenheit gezeigt.

„Eintreten!" hatte er geſagt.

Er ſammelte ſich.

Er wollte ſich mit vornehmer und herablaſſender Gönnermiene zu dem Eintretenden wenden.

Da ſtand mit dem ſtrengen und ſtolzen und doch ſo ruhigen und klaren Weſen die imponirende Geſtalt des Obriſtlieutenants vor ihm.

„Herr Obriſtlieutenant Friedrichs?" ſagte er.

„Mein Name, Excellenz!" war die kurze Antwort.

„Ich begrüße einen ſehr tüchtigen Offizier der Armee Seiner Majeſtät", ſagte der General verbindlich.

„Der dennoch ſeinen Abſchied erhalten hat!" ſagte der Obriſtlieutenant mit einer vielleicht unwillkürlichen Schwäche der Stimme.

Der General zuckte die Achſeln.

„Die traurige Lage des Landes! So mancher verdiente Offizier hat ſeinen Abſchied erhalten müſſen."

Der Obriſtlieutenant antwortete darauf nicht.

„Excellenz“, ſagte er, „ich komme als Bittender zu Ihnen.“

Der General zuckte wieder die Achſeln.

„Ich würde kein größeres Glück kennen, als jede Bitte eines Mannes von Ihren Verdienſten erfüllen zu können. Allein jene traurige Lage des Landes, von der ich ſprach —“

Der Obriſtlieutenant unterbrach ruhig den General, zu dem er als Bittender kam.

„Wollen Excellenz vorher die Gnade haben, mich anzuhören?“ ſagte er.

„Reden Sie.“

Der General ſprach doch ein wenig pikirt.

Den Obriſtlieutenant kümmerte es nicht.

„Excellenz“, ſagte er mit ſeiner ſtolzen Ruhe, „ich war einer der erſten, nein, ich darf es behaupten und ich muß es an dieſer Stelle ausſprechen, ich war mit meinem Freunde Moterbin, der bei der Erſtürmung Leipzigs an meiner Seite fiel, der erſte, welcher, ohne auf den Ruf unſeres Königs aus Breslau zu warten, in die Reihen der zuerſt in Königsberg gebildeten Landwehr eintrat. Ich habe ſeitdem bis zur zweiten Einnahme von Paris im vorigen Jahre die Feldzüge gegen die Franzoſen ohne Unterbrechung mitgemacht, den meiſten Schlachten beigewohnt. Schon in der Schlacht bei Leipzig

führte ich ein Bataillon; ich erwarb mir dieſes eiſerne Kreuz erſter Klaſſe. Die Schlacht bei Laon brachte mir den Orden pour le mérite ein. Bei Beginn des Feldzugs von 1815 wurde mir das Commando eines Regiments anvertraut; mein Regiment hat ruhmvoll mitgekämpft. Wünſchen Eure Excellenz Beweiſe für dieſe Thatſachen, oder ſind ſie Ihnen bekannt?"

„Sie ſind mir wie der ganzen Armee bekannt", ſagte der General wieder verbindlich.

Der Obriſtlieutenant fuhr fort:

„Bei Beginn der Kriege und während derſelben wurden dem Volke, das bereitwillig von allen Seiten herbeiſtrömte, den Thron zu retten, wurden jedem Einzelnen, der freiwillig dem Rufe des Königs unter die Fahnen folgte, große Verheißungen gemacht. Zwei dieſer Verſprechungen waren ſehr ſpecielle. Die eine, oft wiederholte, ging dahin, daß diejenigen, welche ſich durch Tapferkeit, Dienſteifer und Patriotismus ausgezeichnet hätten, in ihrer Civildienſtlaufbahn vorzüglich berückſichtigt werden ſollten, ſoweit es ihre Qualification erlaube. Es ſind die Worte des Geſetzes, Excellenz. Die zweite, im vorigen Jahre ergangen, beſagte, daß die Offiziere der aufzulöſenden Landwehr, inſofern ſie ſich während des Kriegs als tüchtig bewieſen hätten, nach Möglichkeit in die Linie ſollten aufgenommen werden.

Ich war, als ich zuerſt in die Landwehr eintrat, Aſſeſſor bei dem Tribunal in Königsberg. Es war unmittelbar vorher eine Rathsſtelle bei jenem Gerichte vacant geworden. Ich war zu ihr vorgeſchlagen; ſie mußte mir nach meiner Qualification wie nach meiner Anciennetät zu Theil werden. Ich gab ſie auf, um der Fahne des Königs zu folgen. Es war in den erſten Wochen des Jahres 1813, alſo vor mehr als drei Jahren.

Ich mußte die drei Jahre im Militärdienſt verbleiben. Im Anfange dieſes Jahres wurden die Landwehren aufgelöſt.

Ich bat, jener zweiten Verheißung gemäß, mich zur Linie zu verſetzen. Mir wurde zur Antwort, es ſei keine angemeſſene Stellung für mich da; es müſſe auf Beſchränkungen und Erſparungen Bedacht genommen werden; man müſſe mir daher überlaſſen, in meine Civilcarrière zurückzukehren, in welcher ich ohne Zweifel Gelegenheit finden werde, meine Kenntniſſe und Kräfte zu verwerthen.

Ich verſuchte den Rücktritt in meine frühere Civilcarrière. Es wurde mir eine Aſſeſſorſtelle bei einem entfernten Gerichte angeboten.

Vor drei Jahren, wenn ich nicht die Waffen für König und Vaterland ergriff, war ich Rath; bis heute hätte ich in der Rathscarrière einen bedeutenden Vorſprung

gewonnen; weit jüngern Aſſeſſoren iſt er zu Theil geworden. Ich ſollte als Aſſeſſor wieder eintreten! Meine Beſchwerden waren fruchtlos.

So, Excellenz, ſind die Verſprechungen des Königs mir gegenüber erfüllt worden.

„Darf ich Ew. Excellenz auch den Grund ſagen?“

„Jene traurige Lage des Staates“, zuckte der General wieder die Achſeln, „die allerdings zu den größten Erſparniſſen auffordert.“

„Sie iſt allerdings zu einer banalen Phraſe geworden, Excellenz!“

„Mein Herr!“

„Fühlen Ew. Excellenz ſich verletzt?“

„Ich hoffe nicht, daß Sie es darauf anlegen, mich zu verletzen.“

„Warum, wozu ſollte ich das? Mich hat ein anderer Grund hierher geführt. Es iſt der, daß Ew. Excellenz die Wahrheit hören mögen und daß durch Sie der König ſie erfahre. Der König hat ſie bisher nicht gehört; darüber gibt es im Lande nur eine Stimme. Und ich ſchließe daraus, daß ſie auch Ew. Excellenz vorenthalten iſt, denn Ew. Excellenz haben das Ohr des Königs. Die Wahrheit muß aber an den Thron gelangen können, und zwar bevor es für das Land wie für den Thron ſelbſt zu ſpät iſt. Land und Thron ſind nicht

zu trennen, Excellenz. Zum Könige konnte ich nicht gelangen; in dem Vorzimmer des Monarchen iſt dafür geſorgt. Da hielt ich es für meine Pflicht, bei Ew. Excellenz eine Audienz nachzuſuchen. Excellenz haben ſie mir gewährt. Ich ſpreche Ihnen meinen Dank dafür aus, und um Ihnen dieſen ferner zu bethätigen, bitte ich noch um wenige Worte."

Der General hatte den Obriſtlieutenant ein paarmal unterbrechen wollen, der Offizier hatte die Zeichen der Ungeduld des vornehmen Herrn jedoch nicht beachtet. Auf einmal ſchien in dem General ein beſonderer Gedanke aufgetaucht zu ſein; er hörte geduldig und aufmerkſam zu. Mit einer ruhigen Neigung des Kopfes gab er auch ſeine Zuſtimmung zu erkennen, daß der Andere fortfahren möge.

Der Obriſtlieutenant fuhr fort:

„Ich habe Ew. Excellenz von mir geſprochen nicht um meinetwillen. In meiner Lage ſind Tauſende, Tauſende von Männern, die freiwillig die Waffen ergriffen und kämpften für Land und Thron. Indem ich von mir ſprach, ſprach ich nur von ihnen allen. Und indem ich jetzt Ew. Excellenz klar lege, warum mit mir in ſolcher Weiſe verfahren wurde, lege ich dies zugleich für alle jene mit dar.

Excellenz, in unſerm allgemeinen Landrecht iſt ein

Satz enthalten, welcher ausspricht, daß der Adel der erste Stand im Staate sei, dem nach seiner Bestimmung die Vertheidigung des Staates sowie die Unterstützung der äußern Würde und der innern Verfassung desselben hauptsächlich obliege. Eine weitere Ausführung dieses Satzes ist die gleichfalls gesetzliche Vorschrift, daß der Adel zu den Ehrenstellen im Staate, zu denen er sich geschickt gemacht, vorzüglich berechtigt sei. Die Anwendung dieser Vorschrift oder Vorschriften war bisher, daß im Civil- und Militärstaatsdienste der Adel die ersten und besten Stellen einnahm und dem Bürgerlichen nur diejenigen Stellungen übrig blieben, die eben der Adel verschmähte. Das ist noch heute das herrschende Princip in unserer Staatsverwaltung, und diesem Principe bin ich zum Opfer geworden, sind alle jene Männer zum Opfer geworden, die in edler Begeisterung, was sie besaßen, zum Opfer gebracht hatten. Das Princip war früher, wenn auch ein unkluges, unvernünftiges für einen Staat, in dem unserigen allerdings ein gesetzlich berechtigtes. Das ist es aber heute nicht mehr. Der König ist bei uns die Quelle aller Gesetze. Jene königlichen förmlich und feierlich als Gesetze veröffentlichten Versprechungen haben das alte Gesetz aufgehoben, sind das neue Gesetz, das neue Recht des preußischen Volkes, und das Volk hat dieses Recht sich sauer und schwer verdient, mit seinem

Blute und mit einer Aufopferung für ſeinen König, wie keine Geſchichte eines Volkes ſie bisher kannte.

Und nun meine ſchließliche Bitte an Ew. Excellenz. Sie iſt kurz die, daß Ew. Excellenz die Gewogenheit haben wollen, das, was ich Ihnen hier vorgetragen habe, dem Könige mitzutheilen, und zwar ſobald wie möglich, damit nicht die Unzufriedenheit im Lande weiter und tiefer um ſich greift. Der König ahnt ſie nicht, kann ſie nicht ahnen; er hätte, wüßte er von ihr, ſie längſt beſeitigt."

Der General hatte weiter mit ſeiner großen, ruhigen Aufmerkſamkeit zugehört.

„Und warum wenden Sie ſich mit Ihrer Bitte an mich?" fragte er.

„Ich hatte bereits die Ehre, es zu ſagen: weil Ew. Excellenz das Ohr des Königs haben."

„Mein Herr Obriſtlieutenant", ſagte der General, „wiſſen Sie, daß Sie ſich da einer ſehr landläufigen Phraſe bedient haben?"

Es war ein höhniſches Paroli auf die „banale Phraſe" des Obriſtlieutenants.

Dieſer blieb ſein Sept-et-le-va nicht ſchuldig.

„Excellenz ziehen vielleicht eine andere Wahrheit vor, die Sie freilich noch nicht werden gehört haben, weil nur ein freier Mann ſie Ihnen ſagen kann. Es iſt folgende: Eine Partei im Lande, die dem Volke gegenüberſteht, hält

den König umlagert, daß er nur ihre Stimme vernimmt, daß die Stimme des Volks nicht zu ihm dringen kann. Sie will dadurch ihre alten Privilegien wahren, jene, von denen ich ſprach; ſie ſchützt die Erhaltung des Throns vor, aber ſie ſtürzt den Thron. Haben Ew. Excellenz noch einen Befehl für mich?"

Und der Obriſtlieutenant Friedrichs blickte den General von Taubenheim mit ſeinem ganzen feſten Stolze an.

Der General hatte ſich verfärbt. Er ſann auf eine Antwort; er hatte ſie vielleicht ſchon und ſuchte nach dem Muthe, ſie dem ſtolzen, feſten Mann gegenüber auszuſprechen. So ſtand er ſchweigend.

Auch der Obriſtlieutenant ſprach nicht mehr; er verbeugte ſich ſtumm und verließ mit ſeinem ruhigen, feſten Schritte das Zimmer.

Der General fand die Sprache wieder, wenn auch nur für ſich.

„Den Thron umſtürzen? Ah, ah', die Partei des Umſturzes wird bald an das Licht kommen."

Der Bediente trat wieder ein.

„Lieutenant Becker!" meldete er.

„Lieutenant Becker?" ſagte der General, ſich vergeblich auf den Namen beſinnend.

„In einer ſehr abgetragenen Landwehruniform", ſagte der Bediente.

„Ah, ein Landwehrlieutenant! Dazu paßt auch der Name! Ein Bettler? Eintreten!“

Der Obriſtlieutenant Friedrichs war mit jenem ruhigen Stolze in das Vorzimmer zurückgekehrt. Er ſuchte mit den Augen den Lieutenant Becker; er trat zu ihm.

„Sie werden jetzt vorkommen. Ich warte unten auf der Straße auf Sie.“

„Es wird mit mir lange dauern, Herr Obriſtlieutenant.“

„Haben Sie ſoviel zu bitten?“

„Das nicht. Aber ich werde dem Herrn General die Wahrheit ſagen.“

„So werden wir uns deſto früher wiederſehen.“

Der Bediente des Generals bat den Landwehrlieutenant, in das Zimmer des Generals zu treten.

Der Obriſtlieutenant verließ das Zimmer.

Der Lieutenant trat zu dem General ein; gerade, mit dem gebräuchlichen militäriſchen Gruße; er war in Uniform, der General war es auch.

Der General rührte ſich nicht. Gegen den Landwehrlieutenant in der abgeſchabten Uniform, mit dem plebejiſchen Namen Becker, gegen den Bettler wollte er nicht einmal ſtolz ſein, nur vornehm.

„Was wünſchen Sie?“

Der Lieutenant Becker nahm das vornehme Weſen

etwas leicht auf, als wenn er ſchon viel mit vornehmen Herren umgegangen ſei und ſie kenne.

„Ich bin der Lieutenant Becker, Excellenz“, ſagte er.

„Der Bediente hat mir Ihren Namen genannt.“

„Ich bin Landwehrlieutenant, Excellenz.“

„Ich ſehe es an Ihrer Uniform.“

„Ich trage das eiſerne Kreuz!“

„Ich ſehe auch das.“

Der General erwiderte das noch in ſeiner vornehmen Weiſe. Aber er mußte doch den abgeſchabten Landwehrlieutenant näher anſehen.

Der junge Mann ſchien mit einem ſo eigenthümlichen Humor geſprochen zu haben.

Und ein Schalk ſchien ſich auch hinten in ſeinen lebhaften Augen verbergen zu wollen.

Dieſe Augen ſchlug er vor dem forſchenden Blicke des Generals nicht nieder.

Und ſo fuhr er keck fort:

„Wiſſen Excellenz, was ich früher war, ehe ich in die Landwehr eintrat?“

„Wie kann ich das wiſſen!“

„Ich war Kellner.“

„Ah!“

„Kellner in einem Café, bei einem Billard. Es war ein gutes Geſchäft; ich hatte mein Auskommen. Ich gab

es freiwillig auf; ich trat als Freiwilliger in die Landwehr.“

„Darf ich fragen, warum Sie mir dieſe Ihre Antecedentien mittheilen?“

„Excellenz, ich komme mit einer Bitte zu Ihnen.“

„Sie wäre?“

„Man hat den Landwehroffizieren eine Verſorgung nach Beendigung des Kriegs verſprochen. Sie ſollten bei Anſtellungen, zu denen ſie befähigt ſind, vorzüglich berückſichtigt werden. Ich wäre nun zu mancher Stelle befähigt.“

„Sie müſſen ſich an den Kriegsminiſter wenden.“

„Der Kriegsminiſter ſchickt mich zu Ew. Excellenz. Sie ſind im Kabinet Seiner Majeſtät des Königs.“

„Im Kabinet des Königs iſt keine Stelle für Sie zu vergeben.“

„Hm“, ſagte der Lieutenant Becker, der vormalige Kellner, in ſeinem vollen Humor für ſich, aber laut genug, daß der General es hören mußte, „hm, alſo wirklich von Pontius zu Pilatus.“

Der General wandte ſich um, zum Zeichen, daß die Audienz zu Ende ſei.

Aber der Lieutenant ging noch nicht.

„Excellenz“, ſagte er, „vor allen Dingen muß man leben.“

Der General antwortete ihm nicht.

„Und um in dieſer Welt leben zu können, muß man ſich ſein Brod verdienen können.“

Es wurde ihm wieder keine Antwort.

„Und um etwas verdienen zu können, muß man etwas verſtehen.“

Der General ſchwieg.

„Nun verſtehe ich nur zwei Dinge, mit denen ich mir mein Brod verdienen könnte. Ich könnte in einem Bureau arbeiten, aber die Regierung will mich trotz jener Verſprechungen des Königs nicht anſtellen.“

Er machte noch einmal eine Pauſe; er erhielt wieder keine Antwort; er fuhr fort:

„So bleibt mir nur übrig, zu meinem frühern Geſchäft zurückzugreifen; ich werde wieder Kellner. Es wird zwar wunderbar ausſehen, wenn ich am Billard die Points markire, die Bälle aufſetze, den Herren Kaffee und Fidibus ſervire, Alles in der Uniform eines preußiſchen Offiziers und mit einem preußiſchen Ritterorden auf der Bruſt; aber vor allem muß man leben.“

Er wollte gehen.

Der General hatte ſich raſch umgewandt.

„Haben Excellenz noch etwas zu befehlen?“ ſagte auch der Lieutenant, der wieder Kellner werden wollte.

Der General hatte noch etwas zu befehlen; ſehr kurz und trocken ſprach er:

„Zu Ihrem frühern Metier können Sie zurückkehren; das verwehrt Ihnen Niemand. Sollten Sie aber dabei Ihre Uniform oder Ihren Orden tragen, ſo werden Sie als ein Ehrloſer caſſirt."

„Weil ich ehrlich leben will?" ſagte der Offizier. „Aber fürchten Sie nichts, Excellenz. Mir ſteht der preußiſche Offizier höher, als man ihn hier ſcheint ſchätzen zu können."

„Rauben Sie mir meine Zeit nicht länger", ſagte der General.

Aber da hatte der Landwehrlieutenant doch noch eine Bemerkung für den hochſtehenden General.

„Excellenz, es war gerade vor einem Jahre, als wir im heißen Kampfe bei Belle-Alliance ſtanden, viele Tauſende von Landwehrmännern, die freiwillig Haus und Hof, Beruf und Alles verlaſſen hatten, um für König und Vaterland zu ſiegen oder zu ſterben. Wir ſiegten. Wir werden dafür heute wie Bettler behandelt."

Er ging.

Unten auf der Straße traf er den Obriſtlieutenant.

Sie theilten einander die Unterredungen mit, die jeder von ihnen mit dem General gehabt hatte.

„Das iſt unſer Lohn!"

„Das iſt der Lohn der Welt!“

„Was wird weiter aus dieſem ſchönen Inſtitute der Landwehr werden?“

„Aber was wird aus uns werden?“ ſagte der Lieutenant Becker.

„Begleiten Sie mich einſtweilen nach Ovelgönne.“

„In die Gegend wollte ich ohnehin“, ſagte der Lieutenant. „Meine Braut iſt auf der Dahlheimer Sägemühle. Ich muß mit ihr überlegen.“

„Und das muß ich mit der meinigen in Ovelgönne.“

Ein paar Stunden ſpäter fuhr der General von Taubenheim zu dem Palais des Königs.

„Die Verſchwörung liegt klar auf der Hand“, ſprach er im Fahren zu ſich. „Schon jetzt. Kaum daß der Thron wieder feſt aufgerichtet iſt, ſoll er ſchon wieder eingeriſſen werden! Und mit welcher Frechheit dieſe Verſchwörer auftreten! Wie ſicher ſie ihrer Sache ſein, wie weit und tief ihre Verbindungen gehen müſſen! Da kann der König nicht früh und nicht eindringlich genug gewarnt werden! Wie ſehr Recht hatte dieſer Herr von Schilden!“

Damit hatte der General für das, was er vorhatte, ſich mit ſeinem Gewiſſen abgefunden.

Der Name Schilden hatte ihm dann einen andern Gedanken zugeführt.

„Und Hedwig?“ ſprach er weiter. „Schilden oder Weſternitz! Sie überließ mir die Wahl, aber um ſie mir nicht zu überlaſſen. Sie will den Schilden. Aber über die Liebe iſt ſie zum Glück hinweg. Sie glaubt, Schilden mache eine beſſere Carrière. Und ſie glaubt das, weil Schilden mehr Verſtand, mehr Kenntniſſe, ſogar mehr Muth als der Andere hat. Sie irrt. Die Familienverbindungen, die Connexionen am Hofe machen es. Und die hat der Graf Weſternitz und nicht Schilden. Jener Mangel an Muth freilich — aber nur die Frauen laſſen ſich von Aeußerlichkeiten beſtechen. Zudem iſt Schilden uns immer gewiß. Er muß ſich ſeine Carrière ſuchen; da iſt er überall abhängig. Der Graf Weſternitz kann der ſeinigen kaum aus dem Wege gehen.“

Der General hatte das Vorzimmer des Königs erreicht.

In dem Vorzimmer des Königs herrſchte die tiefſte Stille.

Stille iſt überhaupt der Charakter der Paläſte und Gemächer der Könige. Darf ſie einmal unterbrochen werden, ſo darf das nur von dem „Herrn“ ſelbſt geſchehen, und es iſt dennoch jedesmal ein Ereigniß.

Von Friedrich Wilhelm dem Vierten erzählt man ſich, daß er bald nach ſeiner Thronbeſteigung eines Tages ſehr laut in ſeinem Zimmer ſprach. Die Königin hörte es nebenan, eilte zu ihrem Gemahl und ſagte: „Ah, verzeihe, Fritz, ich meinte, der Kronprinz ſei dageweſen!“

Friedrich Wilhelm der Dritte liebte beſonders die tiefſte Stille um ſich her. Man brauchte, um es zu wiſſen, ſich nur das einfache Haus anzuſehen, in dem er wohnte.

Wie ein Bürgerhaus liegt es noch jetzt da, zwiſchen der Schloßbrücke und den Linden, gegenüber dem ſchweren und finſtern Bau des Zeughauſes. Aber ſo verſchloſſen und ſtill wie zu den Zeiten Friedrich Wilhelm's des Dritten hat es wohl weder vorher noch nachher jemals dagelegen. Unten an dem Portal ſah man die beiden unvermeidlichen Schildwachen langſam und leiſe zwiſchen ihren Schilderhäuſern auf und ab ſchreiten, und oben in dem Eckfenſter nach den Linden hin ſah man zuweilen einen großen, ſtattlichen Mann im einfachen Offiziers-überrock ohne Orden und ohne Epauletten mit ſeinem blaſſen und traurig nachdenklichen Geſicht hinter der mattgrünen ſeidenen Gardine hervorſchauen; es war der König. Weiter ſah man von der Straße her in dem Hauſe keinen Menſchen und ſah und hörte man kein Leben darin. Und ſo ſtill, wie das Haus von außen ausſah, war es in ſeinem Innern.

So lebte Friedrich Wilhelm der Dritte vom Jahre 1810, bis er im Jahre 1840 ſtarb, in dem einfachen Hauſe, und die Berliner nannten es des Königs Palais.

Das ſtille Vorzimmer befand ſich vor dem Arbeits-

zimmer des Königs, und in dem Arbeitszimmer war jenes Eckfenſter nach den Linden hin mit ſeinen mattgrünen Vorhängen.

Es waren nur wenige Perſonen in dem Vorzimmer, als der General von Taubenheim eintrat. In dem Vorzimmer Friedrich Wilhelm's des Dritten gewahrte man ſelten mehr Menſchen als die gewöhnliche Bedienung. Der König ſah nicht gern Jemand bei ſich, liebte keine Störung. Zwei Lakaien waren an der Eingangsthür; ein Adjutant ſtand an einer Seitenthür; ein General lehnte in einer Fenſterniſche. Das war Alles.

Die Lakaien warteten auf die Befehle des Adjutanten; der Adjutant ſtand wartend an der Seitenthür, die in das Arbeitszimmer des Königs führte; der General am Fenſter wartete, daß dieſe Thür ſich öffnen möge; durch die Stille, die herrſchte, hörte man in dem königlichen Arbeitszimmer ſprechen.

In dem Vorzimmer ſelbſt machte ſich nicht der leiſeſte Laut hörbar; das Sprechen in dem Zimmer des Königs hörte ſich an wie leiſes Bienenſummen.

Der General von Taubenheim ſchritt auf den Spitzen ſeiner Füße herein. Den General in der Fenſterniſche grüßte er mit einer ſtummen Verbeugung, den Adjutanten an der Thür mit einem ſtillen Händedruck, freilich auch mit einem bezeichnenden Blick nach der Thür, an der er ſtand.

„Der Polizeiminiſter!“ flüſterte der Adjutant ihm zu.

„Ah, ſchon?“

Der Adjutant war der Graf Weſternitz.

Wir kennen ihn; der General kannte ihn; Fräulein Hedwig, die Tochter des Generals, kannte ihn.

Der General hätte gern weiter mit ihm geſprochen. Die Höflichkeit geſtattete es nicht. Er mußte ſich zu dem General in der Fenſterniſche wenden.

„Sehr erfreut, Excellenz hier zu ſehen!“ ſagte der General von Taubenheim. Er flüſterte es.

„Gleichfalls charmirt!“ erwiderte der ſteife General.

Er ſprach es mit einer ruhigen Selbſtzufriedenheit; dieſe kann nicht flüſtern.

„Excellenz ſind gewiß befohlen!“ ſagte der kleine General.

„Ja, in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Ah, da konnte Seine Majeſtät keine beſſere Wahl treffen.“

„Der König kann ſich wenigſtens auf mich verlaſſen.“

„Unbedenklich!“

„Auf meine Treue, auf meine Ergebenheit und auf meinen Eifer für die Armee. Und, liebe Excellenz, mit Ihnen darf ich ja darüber ſprechen: man geht von einer gewiſſen Seite auf den Ruin unſeres herrlichen Heeres aus.“

„Leider, leider!“ ſagte der General von Taubenheim.

Der andere General wurde lebhafter.

„Ja, leider, liebe Excellenz. Denken Sie, was man jetzt wieder vorhat. Nicht genug, daß wir ſchon eine Menge von Landwehroffizieren in die Linie haben aufnehmen müſſen, jetzt ſoll die Linie ganz zur Landwehr degradirt werden; man geht damit um, die Litewken und die Mützen der Landwehr auch bei der Linie einzuführen. Der Landwehr! Bei der Linie! Denken Sie es ſich!“

„Es iſt empörend“, ſagte der kleine General.

„Es iſt mehr! Es iſt ein Mord, es iſt der Selbſtmord des preußiſchen Staats! Aber der alte preußiſche Gott lebt noch, wir alten Generale! Ich kam hinter die Sache; ich ließ mich bei Seiner Majeſtät melden; ich ſprach mein Mene Tekel aus; ich erinnerte an die ruhmvolle Armee in dem alten Rock, in dem Tſchako, der freilich leider ſchon der Blech- und Bärenmütze habe weichen müſſen. Ich erhob meine Stimme im Namen der ganzen Generalität, der nur einzelne unbeſonnene Neuerer gegenüberſtänden. Den Tſchako hatten Seine Majeſtät die Gnade mir ſofort zu gewähren. Um den Rock mußte ich kämpfen; man hatte dem Könige eingeredet, jener Landwehrrock ſei geſünder, bequemer, der Soldat könne ſich darin beſſer bewegen, beſſer manövriren. Ich bat zuletzt um die Gnade, ein Mémoire über die Sache ausarbeiten

zu dürfen. Der König forderte mich dazu auf. Ich bin jetzt hier, um es zu überreichen. Ich habe mich mit zwei Regimentsſchneidern zuſammengeſetzt; ich habe einen ganz neuen Schnitt erfunden, eine ganz andere Stellung der Knöpfe. Ich habe die Muſter bei mir. Ich werde ſie Seiner Majeſtät vorlegen —"

Die Thür des königlichen Arbeitszimmers öffnete ſich.

Der General ſchwieg.

Der kleine General von Taubenheim hatte nur noch Zeit, ihm mit ſeinem verbindlichſten, aber zugleich dem feinſten Lächeln ſeines klugen Geſichts zu ſagen:

„Und Excellenz werden die Armee und den Staat retten!"

Der General verſchwand in dem Zimmer des Königs.

Aus dieſem Zimmer war ein ſtattlicher Herr, gleichfalls mit einem klugen Geſichte, herausgetreten.

Er und der General von Taubenheim ſchüttelten einander die Hände.

„Excellenz haben ſchon den Regierungsrath von Schilden geſprochen?" fragte ihn der kleine General.

„Unmittelbar nach der Unterredung mit ihm fuhr ich zu Seiner Majeſtät", war die Antwort des Polizeiminiſters.

„Und der Herr von Schilden iſt unmittelbar nach ſeiner Unterredung mit mir bei Ihnen geweſen?"

„So iſt es."

„Ah, und ich habe unterdeß Beweiſe geſammelt für das, was Schilden Ihnen mitgetheilt hat. Der Geiſt der Empörung hat ſchon weit um ſich gegriffen. Es wird hohe Zeit, daß ihm Einhalt geſchieht.“

„Excellenz wollten darüber mit dem Könige ſprechen?“

„Ich bin deshalb hier.“

„Ich hätte einen unmaßgeblichen Vorſchlag an Ew. Excellenz. Unitis viribus!“

„Excellenz haben Recht! Machen wir gemeinſchaftliche Sache.“

Die beiden Excellenzen verließen das Vorzimmer des Königs.

Der General von Taubenheim ſchüttelte vorher noch einmal die Hand des Grafen Weſternitz.

„Wir ſehen Sie beim Thee, lieber Graf?“

„Es wird mir eine große Ehre ſein.“

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.